

Chir.

4

ms

Chir.

4^{us}

Andreae, Aug.,

<36616404710015

<36616404710015

Bayer. Staatsbibliothek



Zur
ältesten Geschichte
der
AUGENHEILKUNDE.

Von
Dr. August Andreae,

Ritter des rothen Adlerordens 4. Classe,

k. Regierungs-Medicinalrathe, Director der del. med. Oberexaminations-Commission und der med. chir. Lehranstalt zu Magdeburg, Mitgl. der k. Academie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, des Vereins für Heilk. in Preussen, der Hufeland'schen med. chir. Gesellsch. zu Berlin, der med. zu Leipzig, der Gesellschaft für Natur- und Heilk. zu Dresden, der physikalisch-med. zu Erlangen, des grossh. Badischen Vereins für Staatsarzneikunde, der Académie de l'industrie zu Paris und des Apothekervereins für Norddeutschland.

PROGRAMM

der
k. medicinisch-chirurgischen Lehr-Anstalt
zu
Magdeburg.

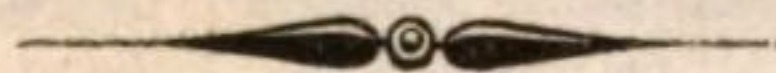
1841.

459. B.

Schlussworte

bei der

Jahres-Prüfung am 2. October 1840.



Schlusswort

bei der

Jahres-Prüfung am 2. October 1840.



Für mehre von Ihnen, meine jungen Freunde, ist der heutige Tag der letzte, welchen Sie in unserm Kreise zubringen: an einem solchen feierlichen Tage mag es nicht zur Unzeit sein, wenn ich einige Wünsche, in welchem Sinne Sie Ihren künftigen Beruf erfassen und ausüben mögen, Ihnen ans Herz lege. Was wir bisher mit Ihnen beabsichtigt haben, auf welches Ziel unsere Lehre und Einwirkung gerichtet gewesen, kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein: dass ich es noch einmal mit Worten ausspreche, — nicht, Ihnen durch angemessene Ausbildung die Mittel zu künftigem anständigen Lebensunterhalt zu verschaffen, war unser letztes Ziel; sondern darauf ging all unser Streben, Sie zu dem edeln, hocharhabenem Beruf eines Helfers in der Noth, zum Dienste der Menschheit würdig vorzubereiten und zu erziehen.

Nicht bloss Kopf und Hand gehört zu unserm Beruf, auch das Herz nimmt er in Anspruch. Wenn *Cicero* sagt: „*pectus est quod facit disertum*“, es ist das Gemüth, welches den Redner macht“, — wenn er, dem es wohl zukam, hierüber zu urtheilen, seine Ueberzeugung aussprach, dass Phantasie, Scharfsinn, Studium und Uebung nur die äussern Bedingungen seien, um zu werden, was er im hohen Maasse war: so müssen wir noch viel entschiede-

ner als Wahrheit anerkennen, dass erst das Gemüth es ist, welches den wahren Arzt macht.

Es würde ein längeres Zusammenleben erfordern, als Ihre Verhältnisse und die unsrigen gestatten, um Sie auch in dieser Beziehung so weit vorzubereiten, als wir glauben, dass uns gelungen ist, Ihr Talent für die Ausübung der Heilkunst zu entwickeln; wir dürfen aber zu dem Ernste, mit welchem Sie Ihre Lehrzeit benutzt, und zu der Rechtlichkeit Ihrer Gesinnung das Vertrauen hegen, dass Sie in jedem Augenblick Ihres Lebens bemüht sein werden, Ihren Beruf ganz zu erfüllen, und dass Sie nie aufhören werden zu forschen, was derselbe von Ihnen fordere.

Lassen Sie uns aber diesen Gegenstand noch einmal ins Auge fassen, und nehmen Sie die wenigen Worte, welche mir der Augenblick hierüber zu sagen gestattet, als ein letztes Vermächtniss hin aus dem Munde Ihres Lehrers, dessen innige Theilnahme Sie auch auf Ihren ferneren Lebenswegen begleiten wird. — Ich forderte von Ihnen, dass Sie mit warmem Gemüth die Kunst umfassen und ausüben, dass Sie nicht bloss als Künstler, sondern als Menschen fühlen und handeln. Ich will es noch anders ausdrücken. Humanität sei Ihr Leitstern, Menschenliebe das Grundgesetz bei all Ihrem Handeln. Dadurch eben unterscheidet sich unsere Kunst vor allen übrigen, dass sie ihr letztes Prinzip, ihre eigentlich lebendige Wurzel nicht in sich selbst, sondern in einem höhern Gesetz, in der reinen Menschenliebe findet.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf unsere Kunst, wie sie sich gestaltet, wenn sie andern Motiven folgt.

Das am wenigsten edle Motiv ist der zeitliche Vorthail, dass ich nicht sage Eigennutz. Unter dieser Aegide mag der Arzt immerhin das thun, was man seine Schuldigkeit zu nennen pflegt: er wird es um so eifriger thun, je mehr sein täglicher Unterhalt von seinem Tagewerk abhängt. Er wird ein fleissiger Arzt sein, denn nach seinen Mühen richtet sich der Lohn. Sein ganzes Wissen und Können bietet er auf, um den Kranken herzustellen, damit dieser nicht Verlangen nach einem andern Arzte trage, und nichts verschmäht er, um das Vertrauen des Kranken und seiner Angehörigen zu fesseln. Leicht zugänglich ist er für jeden Hülfesuchenden: er wird demjenigen, welcher aus Nichtachtung oder Leichtsinne sich nach angemessener Hülfe noch nicht umgesehen, diesen Schritt erleichtern: er wird, so scheint es, den geselligen Verkehr mit der Welt dazu anwenden, um die Wohlthat der rationellen Heilkunde möglichst Vielen angedeihen zu lassen, die Blöden durch theilnehmende Freundlichkeit ermuthigen, die Irrenden auf die richtige Hülfe aufmerksam machen. So weit hat es den Anschein, als wenn er seinen Beruf vollständig erfüllte.

Aber ist es nicht dennoch ein blosses Gewerbe, was ein solcher Arzt treibt? — Was er thut, warum er sich abmüht, läuft Alles darauf hinaus, Kranke zu suchen, die ihm lohnen, sie so zu behandeln, dass der Lohn möglichst gross werde, dass sein Ruf dadurch wachse und ihm wieder Andere zuführe.

Aber wird er auch solche aufsuchen, die ihm nichts zu bieten vermögen, als Worte des Dankes, oder gar auch diesen Lohn noch als zu theuer und unnöthig zurückhalten? — Wird er nicht, sobald er seinen Ruf befestigt

glaubt, den Umfang seiner Dienstleistungen genau nach dem Solde abmessen? wird er nicht aufhören, der unermüdete Arzt zu sein, wenn die Sorge für den täglichen Unterhalt ihn nicht mehr antreibt? —

Der Kranke erwartet bei seinem Arzte menschenfreundliche Theilnahme, — die Seinigen sehnen sich nach einem mitfühlenden Herzen. Was der ärztliche Gewerbsmann dafür bietet, ist eitel Schauspielerkunst, die den Verständigen als Grimasse anekelt.

Ein anderes Motiv ärztlicher Thätigkeit ist der künstlerische Ruf, der Ruf eines gesuchten, vielvermögenden Arztes. Ein Arzt mit dieser Triebfeder spannt alle Kräfte an, um glänzende Resultate seines Handelns zu erreichen, besonders an Orten, wo die Augen Vieler auf ihn gerichtet sind. Er ist nicht eigennützig, hat ein Kranker nur den zufälligen Vorzug, bemerkt zu sein, allgemeine Theilnahme zu erregen, so kann er, sei er reich oder arm, der nachdrücklichen Hülfe seines Arztes gewiss sein, — so lange nämlich noch Hoffnung da ist, ihm zu helfen, oder er noch Gelegenheit zu einer in die Augen springenden Cur darbietet. Ist aber jene Hoffnung erloschen, ist, wie die Welt sagt, nichts mehr mit ihm zu machen, sind es nur kleine Hülfen der Linderung, ist es am Ende nur die Linderung des tröstenden Zuspruchs und rein menschlicher Theilnahme, die der Arzt gewähren kann: dann hat der vielbeschäftigte Arzt zu viel Wichtigeres zu verrichten, um bei einem solchen aufgegebenen Kranken noch auszuharren. Leicht beruhigt er sich bei dieser Ausrede, die stillen Seufzer des Leidenden stören seine rastlosen Schritte nicht, mit denen er an ihm vorüberreilt.

Nicht selten sind die Lagen, wo der wahrhaft menschenfreundliche Arzt so handeln muss, dass er seinen

Ruf dadurch aufs Spiel setzt: — solchen Wechselfällen wird sich klüglich entziehen, wem dieser Ruf höchstes Idol ist.

Kann aber ein solcher Arzt von seiner Kunst eine wirkliche innere Befriedigung empfangen? Jagt er nicht in diesem gleissenden Künstlerruf einem eitlen leeren Schattenbilde nach? — Wohl ihm noch, wenn er in der argen Selbsttäuschung bis ans Ende seiner Tage beharren kann: stürzt das zerbrechliche Gebäude früher über ihm zusammen, so erdrücken ihn die Trümmern; denn ihn hält nicht jene innere Beruhigung, welche nur Demuth des Herzens und das Bewusstsein, der einzig wahren Aufgabe des Menschen nachgestrebt zu haben, verleihen können.

Betrachten wir noch ein anderes Motiv, das der Naturforschung will ichs nennen. Hier ist der kranke Mensch für den Arzt nichts weiter als eine Naturerscheinung, deren Bedingungen und Gesetze er zu ergründen sucht. Die Cur ist ihm nur ein Mittel, um diese Forschung zu vervollständigen, so wie der Physiker durch das Experiment die Natur nöthigt, auf seine Fragen zu antworten. Es sind die scharfsinnigsten, von der Wissenschaft begeisterten Aerzte, welche ihre Kunst in dieser Weise üben. Ihre Thätigkeit für den Kranken steigt mit dem Interesse, welches er der wissenschaftlichen Forschung darbietet, und mancher Kranke wird sich unter ihren Händen wohl befinden.

Aber es kommen dann auch nur zu oft Zustände, in denen dem Kranken wie ein eisiger Schauer die Ueberzeugung sich aufdrängt, dass nicht der leidende Mensch

es ist, der einem solchen Arzte am Herzen liegt, sondern nur der abnorme Lebensprozess, den er in ihm antrifft. Die Seufzer des Leidenden, die Thränen des Entmuthigten, Hoffnungslosen sind ihm nichts als Krankheitsphänomene; sein Trost reicht nicht weiter, als es ihn interessirt, die Wirkungen desselben zu beobachten, und er glaubt endlich nur seinem Wahrheitstriebe zu folgen, wenn er dem hoffnungslos Leidenden seinen Zustand ohne Rückhalt aufdeckt.

Wenden wir uns nun zu dem höheren und edleren Prinzip des ärztlichen Wirkens. Diess ist die Menschenliebe. Zu helfen, unserer Nebenmenschen Elend zu mildern, ist die höchste, die einzig wahre Aufgabe unseres Berufs, der wir nur durch Entäusserung aller Selbstsucht und von reiner Menschenliebe erfüllt vollständig genügen können. Wir wollen uns nicht verhehlen, dass diese Aufgabe schwer zu lösen ist, viel schwerer noch, als die wissenschaftliche und künstlerische Vollendung in der Ausübung unseres Berufs. Indem sie zusammenfällt mit der höchsten sittlichen Bestimmung des Menschen überhaupt, werden wir sie so wenig als diese jemals ganz erfüllen; aber wie hier werden wir die Befriedigung für unser Leben darin suchen müssen, dem Ideale nachzustreben, wenn wir es auch nie erreichen.

Es genügt aber hier nicht, nach anerkannten Grundsätzen und daraus abgeleiteten Regeln zu handeln, es muss durchaus ein unerschöpfliches Maass angeborenen natürlichen Wohlwollens hinzukommen, um das Kalte und Schrofte in dem reinen Verstandeshandeln zu mildern und zu erwärmen. Nicht Jedem zwar ist ein gleiches Maass des Wohlwollens verliehen, und auch in dieser Beziehung,

sowie in Absicht auf das Talent zur Kunstübung darf man mit Recht sagen, dass der Arzt geboren werden müsse. Wem aber die Natur jene mildere aufopfernde Sinnesart in minder reichem Maasse eingepflanzt hat, der vermag dennoch durch unablässige Gewöhnung und Aufmerksamkeit auf sich die gegenstrebende Selbstsucht niederzuhalten und das Herz für die Mahnungen der Menschenfreundlichkeit immer empfänglicher zu machen.

Der höchste Titel, der schönste Ruhm für einen Arzt ist, wenn er ein menschenfreundlicher Arzt genannt wird. Lassen Sie uns einen solchen auf einigen Schritten begleiten und sehen, wie er sich von anderen unterscheide, die nach einem der früher geschilderten Motive handeln. So weit seine Kräfte reichen, ist er Jedem zu Dienste, der seine Hülfe begehrt. Der Kranke überzeugt sich bald, dass er ihm als Mensch etwas gilt: es knüpft sich zwischen Beiden ein Verhältniss, welches nicht auf das blosse Vertrauen in die ärztliche Geschicklichkeit sich beschränkt. Der Kranke erkennt die edlere Natur des von Menschenliebe beseelten Arztes: ohne Rückhalt giebt er sich ihr hin, ordnet sich ihr unter.

In Krankheiten treten manche menschliche Empfindungen reiner und lebhafter hervor, welche in dem herzlosen Treiben der Welt oft längst untergegangen schienen: so das Gefühl der Dankbarkeit für Beistand in der Noth, Trost und Theilnahme. Wie schliesst sich nicht selbst ein verhärtetes Gemüth in solchen Zuständen an Verwandte und Freunde, die es lange schon verschmäht hatte: wie belebend wirkt es nicht auf den Kranken in der Fremde und Einsamkeit, wenn er einen der Seinigen an seiner Seite sieht! Auf gleiche Weise belebt und erquickt das blosse

persönliche Erscheinen des menschenfreundlichen Arztes. Es gibt aber unzählige Fälle, wo diese Einwirkung mehr werth ist und mehr leistet, als die Hülfe, welche die Kunst zu bringen vermag. Die schmerzlichsten Leiden des Menschen sind ohne Zweifel die der Seele: oft genug machen wir die Erfahrung, dass am Krankenbette diese vornehmlich unsere Hülfe in Anspruch nehmen. Hier aber ist nur der menschenfreundliche Arzt im Stande zu helfen; denn nur ihm schliesst sich des Leidenden gedrücktes Herz ganz und vertrauensvoll auf.

Manche Kranke sind besonders dadurch in einer unglücklichen Lage, dass sie ihren Umgebungen, ja ihren nächsten Angehörigen lästig und von ihnen vernachlässigt oder gar hart behandelt werden. Die uneigennützig aufopfernde Fürsorge des Arztes für einen solchen Verlassenen ist es oft allein, welche das bessere Gefühl seiner Umgebung zu wecken vermag. Man schämt sich wenigstens vor dem Arzte und thut was die allgemeinste Menschenpflicht gebietet.

Werke der wahrhaften Menschenliebe übt der Arzt bei solchen Unglücklichen, welche die irdische Kunst aufgegeben hat, bei denen nichts mehr zu erwerben, kein Ruhm einzuernten, keine interessante Beobachtung mehr anzustellen ist. Viel Selbstüberwindung kostet es einem mitfühlenden Herzen, sich zum täglichen Zeugen herzzerreissender Leiden zu machen, welche der Ohnmacht unserer Kunst spotten; aber in keinem Momente seines Berufs steht der Arzt höher, als indem er die letzten dunkeln Lebensstage des Unglücklichen mit Trost und Theilnahme erhellt. Wenn, meine jungen Freunde, die schon erkaltende Hand Ihres Kranken sich zitternd nach der Ihrigen ausstreckt,

wenn das brechende Auge sich noch einmal dankbar auf Sie richtet, dann werden Sie inne werden, dass Sie hier mehr geleistet haben, als noch einige Besuche zum Ueberfluss.

Es würde mich für heute zu weit führen, wollte ich noch ferner schildern, wie unter dem obersten Gesetz der Humanität sich der ärztliche Beruf gestaltet, wie daraus allein ein würdiges Benehmen nicht nur gegen die Kranken, sondern auch gegen unsere Kunstgenossen hervorgehen kann, wie dadurch der Kreis unserer Wirksamkeit sich weit über die Heilkunst selbst hinausrukt, indem der theilnehmende verständige Arzt, ohne sein unmittelbares Zuthun oft in alle Verhältnisse der sich ihm Anvertrauenden eingeführt, vielfach Aufforderung findet, das Gute zu fördern und Sünde und Unglück zu verhüten. Nur noch ein Verhältniss will ich berühren, — den Erwerb, zu welchem unsere Kunst uns dienen soll. Denn so hoch das Prinzip der Menschenliebe sie stellen mag, so hört sie dennoch nicht auf, in gewisser Beziehung für uns Gewerbe zu sein.

Wir wollen es uns nicht verhehlen, dass diess der Sumpf ist, in welchem nicht selten die höhere und edlere Seite unseres Berufs bis auf die letzte Spur versinkt. Aber es muss dennoch möglich sein, das egoistische Prinzip, welches im Gewerbe liegt, mit dem Gesetze der Humanität zu versöhnen. Wären beide wirklich nicht vereinbar, so gäbe es kein unglückseligeres Geschäft, als das unsrige, so wäre ewiger Zwiespalt und Zerrissenheit des Gemüths unser unabwendbares Loos, und ich müsste alle Kraft meines Wortes aufbieten, Sie auch heute noch zur Umkehr auf solchem Wege, zur Wahl einer andern Laufbahn zu bewegen.

Wenn wir als das Ideal unseres Berufs uns einen solchen aufstellen, in welchem die Menschenliebe als das oberste leitende Prinzip herrscht, so wollen wir dadurch andere Motive nicht ausschliessen oder gar verdammen, sofern sie nur nicht jenem obersten Gesetz entgegentreten. Es würde mit meiner Sinnesart wenig übereinstimmen, wollte ich den Weltverkehr, wollte ich unsere beschränkte, unvollkommene Natur streng und ausschliesslich auf ein so hohes und eben desshalb nie ganz erreichbares Ideal hinweisen: ich halte mich vielmehr überzeugt, dass eben diese Beschränkungen, welche die Verhältnisse des praktischen Lebens uns auferlegen, zu Zeiten uns auf dem richtigen Wege erhalten und unsere Thätigkeit anspornen, wo jenes höhere Pflichtgefühl ermattet und nicht ausreichen würde.

Es wäre gar nicht einmal erwünscht und würde weder uns noch den Kranken frommen, wenn unser Unterhalt nicht von unserer Geschäftsthätigkeit abhinge. Um das Rechte und Gute zu schaffen, kann es nie zu viele Beweggründe geben: des Menschen Natur ist nun einmal unvollkommen. Hätten wir keinen andern Antrieb zur Thätigkeit, als die reine Menschenliebe oder das Pflichtgefühl, so dürfte niemand für sich einstehen können, dass nicht Momente der Erschlaffung oder des Widerwillens eintreten, wo er glaubte sich von der vollständigen Erfüllung seines Berufes dispensiren zu können. Unterstützen mag also die gewerbliche Betriebsamkeit die pflichttreue Ausübung unserer Kunst, nicht aber ihr hemmend in den Weg treten.

Und dies ist es gerade, meine jungen Freunde, was ich Ihnen so recht eindringlich zurufen, so recht tief Ihren

Herzen einprägen mögte. Bedenken Sie, dass vielen Menschen die Krankheit nicht bloss körperliches Leiden ist, sondern zur ungleich grössern Last wird, indem sie die Quellen des Unterhaltes versiegen macht. In welchem Licht erscheint nun der Arzt, der, da er die Leiden mildern soll, ihre Last durch drückende Forderungen noch vermehrt! Keinen Menschen schändet Habsucht mehr, als den Arzt; denn sie ist es vor Allem, welche unsern erhabenen, edlen Beruf in den Schlamm zieht. Aus mannigfacher Erfahrung weiss ich, welch eine gefährliche Klippe für den Arzt diese rücksichtslose Erwerbsucht ist, und das Herz blutet mir, so oft ich sehen muss, dass Wundärzte, die einst bei uns ihre Bildung empfangen, in ihren Forderungen alle Menschlichkeit aus den Augen verlieren.

Ich weiss, Sie alle gehen keinem glänzenden Loose entgegen; Ihr Beruf legt Ihnen Entbehrungen in Menge auf; viele Freuden, denen sich Andere nach gethaner Arbeit mit freiem Gemüth überlassen dürfen, können Sie nur im Fluge geniessen; oft müssen Sie sich ihnen ganz verschliessen, wenn die spannende Sorge für Ihre Kranken Ihr Gemüth unzugänglich für jeden erheiternden Eindruck macht. An Entbehrungen gewöhnt, sollte es Ihnen daher schwer werden, auf einen Besitz zu verzichten, den Sie nicht ohne Verletzung der Menschlichkeit in Anspruch nehmen können? Sollte ein Erwerb, an dem Thränen der Unglücklichen haften, Ihr Leben wahrhaft verschönern können? Mögten Sie bei den vielen Leiden und Kränkungen, welche der ärztliche Beruf unvermeidlich Ihnen bringen wird, wohl des Trostes entbehren, dass an dem, was Sie besitzen, kein Seufzer klebt, und keine stille Klage, keine Verwünschung den Lohn vergällt, den Sie im Dienste der Menschheit erwarben? —

Lassen Sie mich mit der Beruhigung von Ihnen scheiden, dass auch der Erwerb, welchen die Kunst Ihnen gewähren soll, Sie nicht hindern werde, die Ausübung derselben als die reinste Quelle zur sittlichen Veredlung Ihrer selbst zu benutzen. Unsere besten Wünsche werden Sie auf Ihrem fernern Lebenspfade begleiten: unserer innigsten Theilnahme insbesondere sein Sie versichert, wenn Sie uns einst die Ueberzeugung gewähren, dass unser Streben Sie nicht nur zu nützlichen, sondern zu edlen Menschen zu bilden, Früchte getragen habe.

Noch habe ich diejenigen Zöglinge namhaft zu machen, denen die Anstalt ein besonderes Zeichen ihrer Zufriedenheit zu hinterlassen wünscht: es sind

Eduard Hesse aus Oberdorla im Regierungs-

Bezirk Erfurt,

Theodor Lehmstedt aus Magdeburg,

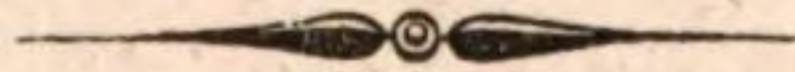
August Wesche aus Halberstadt.

Treten Sie zu mir und empfangen Sie hier die Prämien, welche nach dem Beschlusse Ihrer Lehrer Ihnen zuerkannt sind.

Zur ältesten Geschichte

der

AUGENHEILKUNDE.



Zur ältesten Geschichte

der

AUGENHEILKUNDE.

Zur ältesten Geschichte der Augenheilkunde.

Von den frühesten Zeiten bis auf

Hippocrates

(geb. 460, gest. 377 vor Christi Geb.).

§. 1.

Die Augenheilkunde, als ein lebendiges Glied der gesamten Heilkunde, hat von jeher an allen Schicksalen und Entwicklungen dieser den unmittelbarsten Antheil genommen. Ihre Geschichte kann daher nicht dargestellt werden, ohne bei jedem Schritt auf den gleichzeitigen Stand der Heilkunde überhaupt zurückzuweisen. Auf innigste verwandt mit den beiden grossen Hauptwegen heilkundiger Hülfleistung, nicht minder den Rath als die Hand in Anspruch nehmend, theilte sie die Schicksale der Chirurgie und der Medicin im engeren Sinn und wurde in dem wunderlichen Kampfe beider bald hierhin bald dorthinüber gezogen. Vielleicht erklärt es sich hieraus allein, dass sie, von beiden zurückgewiesen, sich eine Zeitlang ihre eigenen Träger suchen musste, — woraus nothwendig die Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung hervorging, in welcher sie sich in den Händen von Circulatoren und Staarstechern befand und zum niedrigen Hausirgewerbe herabsank. Denn sonst müsste es unbegreiflich

bleiben, wie die ärztliche Sorge für ein so edles Organ, bei dessen geringster Krankheit der Leidende sehnsüchtig nach Hülfe sich umsieht, dessen Behandlung in keiner Weise etwas Schmutziges oder sonst Widerwärtiges hat, dessen Operationen zum Theil weder durch strömendes Blut noch durch lebhafte Schmerzáusserung abschrecken, von der übrigen Heilkunde ausgestossen, und wie gerade die feinsten Operationen rohen, durch Wissenschaft nicht geleiteten Händen überlassen werden konnten.

Wenn es nun auch möglich ist, in späterer Zeit der Geschichte der Augenheilkunde ein mehr abgegrenztes Feld anzuweisen, so lässt sich die frühere und älteste, weil es ihr noch an specieller Entfaltung gebricht, die uns zugekommenen Nachrichten auch zu vereinzelt und abgerissen dastehen, nicht anders als in einzelnen Zügen, welche zu dem Bilde der Gesamtmedizin gehören, auffassen. Wenn wir daher in diesem Abschnitte einige Materialien zur frühesten Geschichte der Augenheilkunde zusammenzustellen versuchen, mag es nicht ungehörig erscheinen, einige nähere Andeutungen über die Entstehung und den Zustand der Heilkunde überhaupt in diesem Zeitraume voranzuschicken.

§. 2.

Der Mensch lebt fortwährend im Kampf mit sich und mit der Welt, — leiblich und geistig. Der Trieb, Verletzungen und Störungen des Leibes und Lebens auszugleichen, ist auf jeder Stufe seiner Bildung rege: die ersten Keime der Heilkunst sind daher so alt, wie das Menschengeschlecht. Anfangs mag der Instinct geleitet haben, der überall um so deutlicher spricht, je weniger die Vernunftthätigkeit entwickelt ist. Vorzugsweise waren es zunächst wohl mechanische Verletzungen, welche Kunst-

hülfe in Anspruch nahmen, — und wiederum vor Allen die Frauen, welche diese leisteten. Die Mutter ist der früheste natürliche Arzt des hilfsbedürftigen Kindes: Gemüth, Lebensbestimmung und Körpergeschick machen das Weib vorzugsweise geneigt und fähig, körperliche Leiden zu mildern. Schon in den ältesten Mythen dürfte man eine Andeutung dieser Idee finden. Die Isis, welche den Aegyptern die grosse Landes- und Weltmutter war, wurde eben dadurch auch zur heilenden Mutter (*Isis salutaris*) und als die Vornehmste unter den Heilgottheiten verehrt. Den Griechen war Pallas Athene auch heilende Göttin (*Minerva Paeonia s. medica*): den Töchtern des Aesculap, Jaso, der Heilenden, Hygiea, der Gesundheit, und Panacea, der Allheilenden, waren Altäre gewidmet*).

Dann musste aber auch Erfahrung bald Gewicht erhalten und gereifteres Nachdenken: und so wurde nun das Familienhaupt, der Patriarch, die Zuflucht für solche, welche Rath und Hülfe bedurften. Eigentliche Kunst und Wissenschaft konnte sich aber erst bilden, als die Menschen den wachsenden Bedürfnissen nicht mehr einzeln zu genügen vermogten und sich in ihre Beschäftigungen theilen mussten. Von dieser Periode an datirt sich der Staat, — eine Vereinigung verschiedener Beschäftigungsweisen zur gemeinsamen Aushülfe. Daher kann, auch wenn es uns an Nachrichten nicht gebräuche, die Geschichte der Heilkunst nicht früher als mit der Geschichte der Staaten anheben.

Es lässt sich annehmen, dass schon mit der ersten Bildung verschiedener Stände auch das Bedürfniss nach solchen Menschen gefühlt wurde, welche, nachdem die ersten Lebensbedürfnisse und der Schutz nach aussen ge-

*) Pausanias 1, 34.

sichert waren, auch die ferneren Interessen, das höhere Wohl der Andern wahrnehmen: — Menschen, denen Beobachten, Erfahren, Nachdenken Hauptbeschäftigung bleiben konnte, die deshalb von den Andern genährt und erhalten werden mussten. Sofern diess Wohl nun durch körperliche, den Leib treffende Schädlichkeiten beeinträchtigt wurde, waren Jene, deren Hülfe man suchte, Aerzte; sofern von dem Uebersinnlichen das Unheil besorgt wurde, das jene Verständigern abwenden sollten, waren sie Priester. Beide Beschäftigungen haben auf den unteren Bildungsstufen sehr viel Verwandtes und finden sich ursprünglich in einer Person vereinigt.

Die erste Weise, in welcher der Mensch das Vorhandensein eines übersinnlichen Agens erkannte oder ahnete, war Besorgniss vor schädlicher Einwirkung, Furcht vor dem Geheimnissvollen. Das Gefühl des Dankes gegen ein höheres oder höchstes Wesen für das unendliche Gute, das von ihm ausfliesst, ist gewiss viel späteren Ursprungs, ist erst die Frucht einer höheren Gesittung. Daher die erste Beziehung zur Gottheit — Beschwichtigung, Sühne: man reichte dem übelwollenden, misgünstigen Wesen Etwas hin, um es abzufinden und damit es den Besitz des Uebrigen nicht störe; um die beleidigte, zürnende Gottheit zu versöhnen, brachte der geängstete Mensch irgend Etwas dar, was ihm selbst lieb war. Diess Geschäft übertrug man Menschen, welche, weil der Kreis ihrer Kenntnisse grösser war, der Gottheit näher zu stehen, welche mit ihr vertrauter zu sein schienen, weil sie jenes Sühngeschäft öfter verrichteten und aus Erfahrung angeben konnten, welche Weise des Opfern der Gottheit am wohlgefälligsten sei.

Dieser ursprünglichen Bedeutung des Priesters steht aber das Heilgeschäfft sehr nahe. Leicht erklärt sich die

Verschmelzung beider Geschäftsarten in dem Priesterstande, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie die rohere Menschennatur überhaupt geneigt ist, alles Uebel, dessen Grund nicht sofort in die Augen springt, einer übersinnlichen Macht zuzuschreiben; vorzugsweise aber solche Krankheiten, in denen der rohe Mensch einen Zusammenhang zwischen der Schädlichkeit und dem abweichenden Zustande des Lebens sinnlich zu erkennen nicht im Stande ist. Der Art sind nun die meisten inneren Krankheitszustände; aber auch äussere Schäden, welche ohne gewaltsame Verletzung entstehen. Das Unbegreifliche, Wunderbare der Erscheinung führt zu der Annahme eines bösen oder zürnenden Wesens, welches diese Zustände schicke. Am deutlichsten musste diese Einwirkung feindlicher Mächte erscheinen bei denjenigen Krankheiten, wo von der Willkür abhängige Verrichtungen gegen dieselbe erfolgen, der Mensch von einem fremdartigen Wesen besessen erscheint, welches die abnormen Handlungen unmittelbar bewirkt: daher besonders bei Krämpfen, Delirien. Ferner wenn aus unbegreiflicher Ursache viele Menschen zugleich erkranken: daher bei Seuchen, in welchen die Griechen die tödlichen Geschosse Apoll's und der Artemis erkannten *); daher die Mythen von Ungeheuern und Drachen, welche man zum Theil in Sümpfe versetzte, vielleicht symbolisch die Schädlichkeit der Sumpfluft andeutend. Noch bis auf den heutigen Tag sieht der grosse Haufen Seuchen gern als eine Strafe des Himmels an. — Gewöhnliche Mittel sind es aber nicht,

*) Homeri Iliad. I, 9.

(Apoll, von Agamemnon beleidigt)

„Sandte verderbliche Pest durch das Heer; und es sanken die Völker.“

welche den bösen Geist durch Gewalt oder Unterhandlung entfernen oder beschwichtigen: es sind die Priester, die man zu Hülfe ruft, da diese aus längerer Bekanntschaft die schwachen Seiten jener Dämonen kennen.

Bei zunehmender Gesittung musste jenes erste roheste Verhältniss zum Uebersinnlichen, welches auf Furcht und Grauen beruht, allmählig sich erweitern und einen menschlichen, oder dass wir lieber sagen, kindlichen Character annehmen: die Gottheit musste auch als helfend erscheinen. In dem für mildere Empfindungen empfänglicher gewordenen Menschengemüth bildete sich Vertrauen zur Gottheit in der Noth: und hier waren es zunächst dieselben Wesen, welche Unheil brachten, die man auch um Abwendung desselben anflehte. In der uralten finstern colchischen Mythe war die Zaubergöttin *Hecate*, die Tochter der Nacht, die Erfinderin giftiger Wurzeln und gleich erfahren in tod- und heilbringenden Mitteln. Sie hiess *Brimo* wegen des Schreckens, welcher von ihr ausging. So erscheint *Apoll*, der Menschenverderber, zugleich als der oberste Heilgott der Griechen, *Paeon*, bei den Deliern und Milesiern *Ulios*, der Heilbringer (von *ὄυλειν*, genesen), *Alexikakos* und *Akesios* wegen seiner Hülfe in der Pest. Den Mond nannten die Hellenen *Artemis*, von seiner Kraft gesund zu machen (*ἀπὸ τοῦ ἀρτεμέας ποιεῖν*)*): und man mögte versucht sein, in diesen und ähnlichen Mythen der alten Welt eine allegorische Andeutung des allgemeinen Lehrsatzes zu finden, dass beinah Alles, was den Menschen krank macht, auch zu seiner Heilung dienen kann.

Um jene geheimnissvollen Mächte zum Helfen bewegen zu können, glaubt aber der einfache Naturmensch sich selbst

*) Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. I. S. 169.

nicht mit der nöthigen Kraft und Geschicklichkeit ausgerüstet. Er sucht Fürsprecher, und auch hier musste der Priester die Mittelsperson sein. Daher schon früh Tempeldienst und das Anrufen helfender und insbesondere auch heilender Götter; daher aber auch eben so früh bei den Priestern das Bedürfniss, ihr näheres Verhältniss zur Gottheit mit auffallenden, wunderbaren Erscheinungen zu bezeichnen, den Glauben des Volkes durch Zauberei zu nähren. So verband sich die Medicin in ihrem Entstehen mit der Zauberei: ja nach Plinius*) entsprang die letztere erst aus der Heilkunde. „Als heiligere und höhere Arzneikunst, sagt derselbe, schlich sie sich in heilbringender Gestalt ein, und den wohlthuendsten und ersehntesten Verheissungen fügte sie die Macht des Aberglaubens hinzu, wodurch auch jetzt noch das menschliche Geschlecht verblendet wird.“ —

So ist es ursprünglich nicht listige Benutzung der Leichtgläubigkeit und Lenksamkeit des unwissenden Volkes, sondern ein aus der innersten Menschennatur hervorgequellendes Bedürfniss und ein in der Entwicklung des Menschengeschlechts nothwendig begründetes Ereigniss, wenn sich die gesammte Heilkunst in den Händen der Priester befand. Nun lag es freilich augenfällig im Interesse der Priester, jenen Glauben sorgfältig zu nähren, ihren Einfluss auf die Gottheit in den Augen der Menschen zu erhöhen und ihr Thun mit Geheimniss zu umhüllen. Daher bildeten sie sich zu einem abgeschlossenen Stande; daher ihre Mysterien; daher zuletzt ihre vielgegliederte Organisation, in der nur die Höhern mit freier klarer Selbstbestimmung handelten, die Niedern als blosse blinde Werkzeuge dienten. Wie schlau und zu

*) Plin. Hist. nat. XXX, 1.

welchen Zwecken der Priesterstand durch alle Zeiten jene aus dem Bedürfniss des Volkes hervorgegangene Aufgabe festzuhalten verstanden hat, auch nachdem diese längst in sich zerfallen war und alle Bedeutung hätte verlieren sollen, wird sich in der Geschichte der Heilkunst vielfach dem Beobachter bemerklich machen.

§. 3.

Aus diesem Verhältniss geht nun zunächst hervor, dass die ältesten Nachrichten über vollbrachte Heilungen sich in das Gewand der Mythe hüllen müssen: bei allen wird mehr oder weniger auf eine unmittelbare Einwirkung eines höhern Wesens hingewiesen. Gleich der allgemeinen Urgeschichte aller Völker ist daher auch in der Geschichte der Heilkunst die erste Periode eine mythische. Denken wir uns nun, dass diese Mythen nicht nur begünstigt und verbreitet wurden von den Priestern, sondern dass diese, unterrichteter und tiefer blickend, als das im blinden Glauben befangene Volk, ihre tiefere Wissenschaft vor den Augen der Welt mit einem mythischen Gewande umgaben: so werden wir diese Sagen oftmals als Symbole einer tieferen Wahrheit entziffern und nicht bloß als das müßige Spiel einer exaltirten und verirrtten Phantasie ansehen dürfen.

Der aegyptische Priesterstand insbesondere nöthigt uns zu viel Achtung ab, um ihm nicht zuzutrauen, dass er höhere Weisheit unter jenen Fabeln verborgen habe. Dadurch bekommt diese Sagenwelt eine höhere Geltung für uns, und es lässt sich nicht verkennen, dass manche Mythe eine überraschend sinnige Deutung zulässt. In Aegypten aber dürfen wir solche Deutungen vorzugsweise verfolgen, weil hier dem Priesterstande die Wissenschaft Lebensaufgabe, und hervorragende Geistescultur das Prin-

zip seines Bestehens als Kaste war; weil der mehr ernste nachdenkliche, finstere Character des Aegypters blossen Spielen der Phantasie sich hinzugeben wohl keine Neigung hatte, und weil die Wirksamkeit der Priester, besonders in ihrem Einfluss auf Ordnung und Verwaltung des Staates und auf allgemeine Landesangelegenheiten, zu deutliche Beweise ihrer practisch tüchtigen Richtung gibt.

Bei den Griechen muss diese Deutung zum Theil einen andern Weg verfolgen: bei ihnen war das oberste Prinzip geistiger Thätigkeit das Schöne: sie waren ein durch und durch poetisches Volk, ihre Mythen entweder ganz oder doch einem Theil des Gewandes nach Erzeugnisse dichterischer Anschauung und eben desshalb so vielgestaltig. Wie Homer, Hesiod und später besonders die Tragiker die ganze vorgefundene Mythenwelt willkürlich umgeschaffen, wie besonders die letzteren ihre dichterischen Allegorieen darin verkörpert haben, ist längst anerkannt worden. Daher wird es in den griechischen Mythen oft weder möglich noch rathsam sein, bestimmte Verstandesbegriffe oder vollends wissenschaftliche Wahrheiten herauszufinden.

Heilkunde der Aegypter.

§. 4.

Aegypten ist der am frühesten organisirte Staat, von welchem uns die Geschichte Kunde gibt. Schon ums Jahr 1400 vor unserer Zeitrechnung soll der König Sesostris (Sesoosis) dem Lande eine geregelte Verfassung gegeben haben: namentlich soll von ihm die Kasteneintheilung herrühren, wozu er aber die wesentlichen Elemente bereits vorgefunden haben muss, da sie so tief in das Volksleben eingriff. Ob in China, ob in Indien frü-

her schon Staaten mit geordneter Verfassung sich gebildet haben, ist bis jetzt nur Gegenstand der Vermuthungen, da es uns an sichern historischen Ueberlieferungen fehlt. Aegypten dagegen erreichte schon früh eine Cultur, deren Höhe und Ausbreitung wir zwar aus Mangel erschöpfender Nachrichten nicht vollständig übersehen, die wir aber aus den bis zu uns gelangten Spuren und schriftlichen Ueberlieferungen und insbesondere aus den Denkmalen ihrer Baukunst und Bildnerei wohl ahnen können, und die uns mit Bewunderung erfüllen muss. Die geheimnissvollen Schätze uralter geistiger Wirksamkeit, welche dieses Land darbietet, sind noch gegenwärtig Gegenstände der lebendigsten Theilnahme, des angestrengtesten Forschens, welches wohl noch durch die allmählig vorrückende Entschleierung der Hieroglyphen zu einem deutlicheren Bilde führen wird. Auch Herodot erkennt diese frühe, in neuern Zeiten öfter miskannte Grösse aegyptischer Geistesbildung an, und wiewohl auch ihm der eigentliche Kern aegyptischer Weisheit, den die Priester dem ungeweihten Auge entzogen, unzugänglich blieb, so fand er doch Grund zu erklären*), diess Land enthalte viel mehr Wunder, als jedes andere Land, und zeige mit jedem Lande verglichen ausserordentliche Werke.

Wo sich nun am frühesten das Volksleben zum Staate ordnete, musste auch Wissenschaft und Kunst zuerst sich entwickeln: und so finden wir auch, dass die Geschichte der Heilkunst in Aegypten anhebt. Hier war es, wo die Heilkunde zuerst in dem Schema der verschiedenen Beschäftigungen und Stände ihren bestimmten Platz erhielt. Den Aerzten war ihr eigener Standpunkt angewiesen in dem grossen Gliederbau des Staates; ihre Befugnisse wa-

*) Herodot II, 35.

ren durch Verordnungen festgestellt und beschränkt. Es gab hier eine Medicinalverfassung: ja noch mehr, in Aegypten zeigt sich uns die früheste Richtung der Staatseinrichtungen auf die öffentliche Gesundheitspflege, wie eine solche etwas später und nach dem Vorgange Aegyptens in der mosaischen Gesetzgebung hervortrat. Die mancherlei schädlichen Einflüsse, welche das Land erzeugte, seine theilweise wirklich ungesunde Beschaffenheit nöthigten dazu. Die Verfassung, welche den Priestern unter allen Ständen die grösste Gewalt beigelegt hatte, erleichterte das Zustandekommen einer öffentlichen Gesundheitspflege; denn die Priester waren zugleich die Aerzte des Landes, so wie überhaupt alle Wissenschaft, insbesondere alle tiefere Naturkenntniss ihr ausschliessliches Eigenthum war, den übrigen Ständen unzugänglich.

So lange das aegyptische Gemeinwesen und der aegyptische Character abgeschlossen und rein von fremder Einwirkung blieben, erhielt sich diese Fürsorge des Staates für das leibliche Wohl des gesammten Volkes. Später aber, wenn gleich Kenntnisse und Wissenschaft in vielen Richtungen gewachsen waren, ging sie zum grossen Theil unter; denn mit der griechischen und römischen Denkweise, mit dem Geist ihrer Verfassungen vertrug sich diese Bevormundung des Volkes nicht; so wie wir auch jetzt noch in Staaten mit freierer Verfassung die mangelhafteste Medicinalpolizei finden.

Wir haben alle Ursache, den auf das leibliche Gemeinwohl bezüglichen Staatseinrichtungen der Aegypter unsere volle Achtung nicht zu versagen, wenn wir den Erfolg berücksichtigen, welcher denselben zugeschrieben werden muss. Klima und Boden vereinigten mancherlei Bedingungen, welche die Gesundheit der Menschen ge-

fährden und den Ausbruch von Seuchen begünstigen mussten „Wenn es gleich in Unterägypten nicht an Regen fehlt, sagt Heeren*), so wird dieser doch immer seltner, je weiter man sich vom Meere entfernt; und unter dem ewig heitern Himmel der Thebais verfließt oft ein ganzes Menschenalter, ohne dass mehr als ein Thau von oben herab den Boden erfrischte.“ — Dürre und baumlos, der brennenden tropischen Sonne ausgesetzt, wird das Land alljährlich regelmässig 10 Wochen lang, von Mitte August bis Ende October von dem anschwellenden Nil überschwemmt, so dass Städte und Dörfer gleich Inseln aus der allgemeinen Wasserfläche hervorragen. Der Nil führt einen fetten Schlamm mit sich, welcher als Niederschlag zurückbleibt und dem Lande zwar eine Fruchtbarkeit verleiht, die ihm der beste Dünger nicht würde verschaffen können, aber auch die Bedingungen zu einem verderblichen Sumpfmiasma in hohem Grade steigert. Schon Theophrastus**) bemerkt daher, dass das Nilwasser bei grosser Sommerhitze schädliche Eigenschaften erhalte und viele Menschen tödte. Neuere Reisende***) erwähnen noch der auffallend feuchten und kühlen Abend- und Nachtluft, welche nach der Glut des Tages gar leicht die Hautthätigkeit in Unordnung bringen muss.

Besonders scheint diese climatische Beschaffenheit langwierige Hautkrankheiten schon im Alterthum begünstigt zu haben. Jene furchtbare Seuche des Morgenlandes, den Aussatz, brachten die Juden mit aus Aegypten; denn auf ihrem Zuge durch die arabische Wüste litten

*) Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Bd. I. S. 55.

**) Beim Athenaeus. Lib. II. cap. 4.

***) v. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberaegypten in den Jahren 1820 und 21. Berlin, 1825.

sie vielfach daran *). Lucrez **) und Plinius ***) nannten die Elephantiasis ein Aegypten angehöriges Uebel. Jener scheusliche Ausschlag des Antlitzes, welcher zu den Zeiten Kaiser Claudius sich unter den vornehmen Römern verbreitete und den man anfangs spottweise, später im Ernst *Mentagra* nannte, stammte nach der Meinung der Alten ebenfalls aus Aegypten. Ueberhaupt bezeichnet Plinius †) Aegypten als die Geburtsstätte derartiger Krankheiten und fügt hinzu, dass aegyptische Aerzte nach Rom kamen, um sich bloss mit der Heilung jener Uebel zu beschäftigen, und daraus grossen Gewinn zogen (*magna sua praeda*). Wenn wir nun keine bestimmte Nachricht haben, dass diese Uebel in Aegypten selbst eine grosse Verbreitung gewannen, so mögen die strengen diätetischen Gesetze des Landes, die gebotene Einfachheit der Nahrung und ganzen Lebensweise, die Reinlichkeit, das zur Pflicht gemachte häufige Waschen und Baden als hinlängliche Gründe angesehen werden, weshalb solche Krankheiten an ihrer Geburtsstätte weniger um sich griffen, als unter den schwelgenden Vornehmen Roms. Dieser öffentlichen Aufmerksamkeit auf die Verhütung von Schädlichkeiten ist es nun unzweifelhaft beizumessen, dass trotz seiner ungünstigen Oertlichkeit Aegypten zur Zeit der Pharaonen und der Ptolemäer für ein gesundes Land gelten konnte. Herodot ††) sagt, die Aegypter seien nächst den Lybiern die Gesündesten unter allen

*) 3 Mos. 22, 4. 4 Mos. 5, 2. 12, 10.

**) Lucret. de natur. rer. Vers. 413:

„Est Elephas morbus, qui propter flumina Nili

Gignitur Aegypto in media, neque praeterea usquam.“

***) Plin. 26, 5. „Aegypti peculiare hoc malum.“

†) Plin. 26, 3.

††) Herodot II, 77.

Menschen, was er dem geringen Wechsel zuschreibt, welchen die Jahreszeiten darbieten, und ausserdem in der eingeführten regelmässigen Lebensweise gesucht werde. — Neben den genauen Bestimmungen über Kost und Lebensordnung, welche für jede Kaste vorgeschrieben waren, mochten aber wohl besonders der sorgfältige Anbau des Bodens, die grosse Aufmerksamkeit auf Bestattung menschlicher und thierischer Leichen, welche man in Einöden, die sogenannten Todtenstädte, Necropolen, führte, endlich die genaue Regulirung der Bewässerung die Mittel sein, wodurch Krankheiten und Seuchen verhütet oder beschränkt wurden. Sobald aber jenes geregelte Staatsgebäude zusammenstürzte und die künstlichen Schutzwehren gegen die feindliche Natur schwanden, brachen Seuchen ein, welche mit jedem Jahrhunderte verderblicher geworden sind. Noch unter den Arabern erhielt sich die Phisionomie des Landes; als aber mit der Herrschaft der Türken die gänzliche Verwahrlosung der alten Anlagen entschieden war, wurde Aegypten das Heimathland der Pest, welche von diesem Heerde aus bis auf jetzige Zeiten ihre Verwüstungen über die Nachbarländer ausbreitet.

§. 5.

Die ausführlichste und zuverlässigste Schilderung aegyptischer Verfassung und Zustände verdanken wir dem Herodot und dem Diodor von Sicilien. Beide liegen zwar der Zeit nach weit auseinander: jener schrieb seine Geschichte ums Jahr 450 vor Christo; Diodor bereiste Aegypten ums Jahr 60 vor Christo, und wiewohl er frühere Schriftsteller benutzte, so muss doch sein Gemälde grossen Theils noch auf den Zustand Aegyptens passen, wie er zu seiner Zeit bestand. Nun ist aber mit Grund anzunehmen, dass ein Volk, dem es an geistiger Regsam-

keit nicht mangelte, in einem mehr als tausendjährigen Zeitraum in seiner Entwicklung vorgeschritten sein müsse; insbesondere ist nicht zu verkennen, dass Verfassung, Culturzustand, Lebensweise der Aegypter durch das Zusammentreffen mit andern Völkern, namentlich mit den Persern und vorzugsweise mit den Griechen seit Alexander und zuletzt mit den Römern manche Abänderungen erlitten. Es wird daher unvermeidlich sein, dass ein Bild altägyptischer Zustände, wie wir es nach jenen beiden Hauptquellen entwerfen können, Züge aus früherer und späterer Zeit enthalten müsse, von denen manche vielleicht gar nicht zu einander gehören.

Indessen bewahrte von der andern Seite den Aegyptern die orientalische Beharrlichkeit und die Abgeschlossenheit ihres Characters und ihrer bürgerlichen Einrichtungen auf lange Zeit ihre früheste Eigenthümlichkeit. Insbesondere aber hatte die Priesterkaste das grösste Interesse, den ägyptischen Urtypus fest zu halten, so dass noch unter den römischen Kaisern der ägyptische Cultus sich ganz gesondert erhielt und selbst in dieser Gestalt nach Rom überging. Wie aber eine Kirche, welche bestimmte weltliche Zwecke verfolgt, Jahrhunderte lang und durch alle Wechsel geistiger Bildungszustände sich in ihrer Abgeschlossenheit zu erhalten vermöge, diess muss die Geschichte als Thatsache anerkennen, wie unbegreiflich es sonst erscheinen mag.

Nach den übereinstimmenden geschichtlichen Urkunden war die Heilkunst in Aegypten Eigenthum des Priesterstandes und zwar lange Zeit ausschliessliches, wahrscheinlich bis unter den Ptolemäern griechische Wissenschaft und griechische Aerzte allgemeinen Eingang fanden und nun neben der priesterlichen und Tempelheilkunst auch noch die aus der Fremde eingedrungene geübt wurde.

Jene echt ägyptische Heilkunst hüllte sich in das Gewand der Mysterie: alles Mysteriöse aber trägt den Character des Abgeschlossenen, weist die freie Entwicklung zurück, und schon hieraus ist zu schliessen, dass die Fortschritte in der Heilwissenschaft bei den Aegyptern im Laufe der Zeiten nicht so bedeutend gewesen sein mögen, als sich von ihrem tiefern Denken und ihrer in mancher Beziehung hervortretenden practischen Richtung sonst erwarten liess.

§. 6.

Nach den glaubwürdigsten Nachrichten gab es in Aegypten 7 Kasten: der Priester- und der Wehrstand waren die beiden vornehmsten; unter ihnen und dem Könige aller Grundbesitz getheilt. Obgleich die Könige nicht aus der Priesterkaste, sondern aus der der Krieger hervorgingen, so darf man Aegypten in seiner ältesten Verfassung dennoch als einen Priesterstaat betrachten. Die Priesterkaste war die herrschende, von ihr ging alle Bildung des Volkes, die ganze Gesetzgebung aus: die Könige standen bei jedem Schritt ihres Wirkens unter der Einwirkung der Priester. „Die wichtigsten Angelegenheiten, sagt Diodor *), werden durchgängig zuerst den Priestern zur Berathung vorgelegt, die immer um den König sind, weil er bald ihrer Mitwirkung, bald ihrer Anleitung und Belehrung bedarf.“ — Insbesondere waren die Oberpriester, nach Heeren's Ausdruck, gewissermassen erbliche Fürsten, die den Königen zur Seite standen und beinah ähnliche Vorzüge genossen. — „Man verbanne, sagt dieser treffliche Forscher **), die Idee, als wären gottesdienstliche Verrichtungen ihre einzige oder auch nur

*) Diodori Bibliotheca historica I, 73.

**) Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Bd. I, S. 129.

ihre gewöhnliche Beschäftigung gewesen, eine Idee, zu der die wenig passende Benennung von Priestern so leicht zu führen pflegt. Sie waren Richter, Aerzte, Zeichendeuter, Baumeister, kurz alles dasjenige, wozu irgend eine Gattung von wissenschaftlichen Kenntnissen erfordert wird. — Erst später, unter den Ptolemäern, sank diese einst so ehrwürdige und für die Bildung ihres Volkes so thätige Menschenklasse zu Charlatans herab, die noch von dem Ertrage ihrer Tempelgüter lebten und desto reicher an Titeln wurden, je ärmer sie an Macht waren.“

Der Priesterstand theilte sich in mehrere Ordnungen, deren jeder ein besonderer Zweig der Wissenschaft und eigne Geschäfte anvertraut waren. Aus diesem Grunde mochte ein Vorrücken aus einer niedern in eine höhere Ordnung nicht statthaft sein; denn jedes einzelne Priesteramt war erblich. „Den Priesterdienst, erzählt Herodot *), übt bei jedem Gott nicht bloss einer, sondern viele, deren einer Oberpriester ist, und so oft einer stirbt, tritt dessen Sohn an seine Stelle.“ — Clemens von Alexandrien **), welcher im zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus lebte, beschreibt einen von ihm beobachteten feierlichen Aufzug der ägyptischen Priester, wobei er die Rangordnung derselben nach ihren verschiedenen Geschäften angibt. Der oberste ist der Prophet, der Vorsteher des Heiligthums und zugleich Aufseher über alle Einkünfte. Diese verschiedenen Priester haben gewisse Bücher zu lernen, in denen ihre Weisheit und die Anweisung zu ihren verschiedenen Geschäften enthalten ist. Als Urheber dieser Bücher, deren überhaupt 42 sind, nennen sie den Hermes, den ersten Lehrer der Priester

*) Herodot II, 37.

**) Clement. Alexandrini Stromata. Lib. VII.

und Propheten. Davon lernt der Prophet die ersten 10 Bücher, welche von den Gesetzen, den Göttern und der ganzen Priesterzucht handeln: 36 Bücher sind es überhaupt, welche die eigentliche Priesterweisheit, nach Clemens die gesammte Philosophie der Aegypter, enthalten. Die übrigen 6 lernen die Pastophoren (*παστόφοροι*, Tempel- oder Schiffsträger), welche zur niedern Rangstufe der Priester gehören. Diese 6 Bücher enthalten, gleichsam als exoterische Weisheit, das zur Arzneiwissenschaft Gehörige und handeln von dem Bau des Leibes, von den Krankheiten, den Instrumenten, den Arzneien, den Augen und das letzte von den Weiberkrankheiten.

Die Heilkunst unmittelbar nach den Eingebungen der Gottheit übten die Priester höherer Ordnung aus, während die gemeine Heilkunst den Priestern niederen Ranges (den Pastophoren) überlassen war. Die erst genannte Art der medicinischen Praxis musste daher unmittelbar aus dem Religionssystem der Aegypter hervorgehen. Die aegyptischen Götter sind als Symbole der auffallendsten Naturerscheinungen, namentlich der regelmässigen Veränderungen in der Jahreszeit und im Stande des Nils, von dem die ganze Wohlfahrt des Landes abhing, zu betrachten. Ihre Bedeutung ist daher eine astronomische und die ganze ägyptische Mythologie ein sehr complicirtes religiös-calendarisches System. *) Eine Versinnlichung desselben gibt der Thierkreis zu Tentyra. Auf demselben sehen wir ganz oben die 12 ersten und höchsten Götter, die Kalendarergötter (die 12 Zeichen des Thierkreises), und jeder derselben hat seine drei Trabanten. Diese 36 Untergötter heissen Decane, sonst auch Dämonen und ätherische

*) Vergl. F. Creuzer Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. 2te Aufl. Leipzig und Darmstadt. 1820. Th. II, S. 390 fg.

Götter des Hermes genannt. Unter jedes einzelne Bild des Thierkreises gehörten gewisse Pflanzen, deren Heilkräfte von jenen bestimmt wurden. Aber nicht nur die Heilkräfte der Pflanzen und die Regeln ihrer Behandlung und Anwendung wurden aus den Gestirnen beurtheilt, sondern auch die Krankheiten der Menschen und Thiere, und jene 36 Decane theilen sich in 36 Theile des menschlichen Körpers und üben ihre Herrschaft darüber aus. Jedem dieser astronomischen Götter war demnach ein bestimmter Theil des menschlichen Körpers gewidmet, und so stand die ganze Arzneikunde der Aegypter mit ihrer Astrologie in genauester Verbindung. *)

§. 7.

Die vornehmste und eigentliche heilende Gottheit der Aegypter war die Isis, ursprünglich Erd- und Mondgöttin, welche später, namentlich in den Mysterien derselben, als die personificirte Natur verehrt wurde. Die Heilungen verrichtete sie durch Eingebungen im Traume (ἐγχοίμησις, incubatio), eine Art Hellsehen, wobei Tempeldienst und Mitwirkung der Priester unerlässlich waren. Dieser Tempelschlaf wird fast in allen Religionen des Alterthums gefunden; nach Creuzer **) auch bei den abgötterischen Juden, welche ihn wahrscheinlich von den Cananitern und Phöniziern übernommen hätten. ***) Ueber den Tempelschlaf bei den Griechen wird unten ausführlicher die Rede sein.

Diodor †) erzählt: „Von der Isis berichten die Aegyp-

*) Vergl. Heeren a. a. O. S. 165.

**) a. a. O. Bd. II, S. 276.

***) Vergl. Jesaias 65, 4. Was Luther übersetzt: „hält sich in den Höhlen“, bedeutet im Urtext „Tempelschlaf.“

†) Diodor, historische Bibliothek I, 25.

ter, sie sei die Erfinderin vieler Arzneimittel und in der Heilkunde sehr erfahren gewesen; daher sei es noch jetzt, nachdem sie unsterblich geworden, ihre grösste Freude, die Menschen gesund zu machen, und den Bittenden gebe sie Heilmittel an im Traum, indem sie ihre Gegenwart und ihren Willen, jedem Hülfbedürftigen wohl zu thun, deutlich offenbare. Was sie dafür als Beleg anführen, seien nicht, wie bei den Griechen, Fabelgeschichten, sondern Thatsachen, die vor Augen liegen. Beinah die ganze Welt zeuge ja dafür durch den Eifer, womit man diese Göttin überall wegen ihrer heilbringenden Erscheinungen verehere; denn im Traume sich offenbarend gebe sie den Kranken Mittel an gegen ihre Leiden, und, die ihrem Rathe folgen, werden wunderbarer Weise gesund. Manche Kranke, die von den Aerzten als unheilbar aufgegeben seien, werden von der Isis gerettet, und viele, welche des Gesichts oder des Gebrauchs anderer Sinne und Glieder ganz beraubt gewesen, erlangen wieder völlig, was sie verloren, wenn sie zu dieser Göttin ihre Zuflucht nehmen.“ —

Auch Horus, der Isis Sohn, den man für gleich bedeutend mit Apollo hält, wird zu den Heilgöttern gerechnet. Er soll die Arznei- und Wahrsagekunst von seiner Mutter gelernt und sich durch Orakelsprüche und Krankenheilungen um die Menschheit verdient gemacht haben. *)

Nächst dem scheint Osiris, der Gatte der Isis, der Heilkunde nicht fremd gewesen zu sein. Aelian **) erzählt von dem Pferde eines gewissen Lenäus, (welches nach den Verordnungen dieses Gottes geheilt sei. — Serapis, welchen man gemeiniglich für eine und dieselbe Person

*) Diodor an der angef. Stelle.

**) Aeliani Histor. animal. Lib. XI. c. 31.

mit dem Osiris hält, hatte zu Canobus einen berühmten Tempel, in welchem, nach Strabo, *) Heilungen durch Incubation, und zwar noch zu seiner Zeit, geschahen. Dieser Tempel wurde von den vornehmsten Männern mit Ehrfurcht und gläubig besucht, welche oft in demselben schliefen, um für sich oder andere die Zukunft zu erfahren.

Am wichtigsten nächst der Isis ist aber für die Heilkunde Hermes, mit dem Beinamen Trismegistus, ägyptisch Theut, Thoth, welchen die Aegypter als den Genius der höchsten Wissenschaft und Weisheit, den Erfinder der Schrift und Lehrer der Priester verehrten, den man insbesondere den Erfinder der Chemie nennt, und von welchem Aesculap **) die Heilkunst erlernt haben soll. Als historische Person lässt er sich schwer fixiren: Einige suchen ihn um's Jahr 2000 v. Chr., Andere machen ihn zum Zeitgenossen des Cecrops (1580 v. Chr.).

§. 8.

Dieser Hermes, eine mythische Person, der aber vielleicht nicht alle historische Grundlage abgeht, bildet den Uebergang von der göttlichen zur menschlichen Heilkunde und vermittelte beide. — Ihm wird jener in 42 Büchern abgefasste Codex aller Wissenschaft zugeschrieben, gleichsam eine Encyclopädie, deren einzelne Abschnitte die verschiedenen Priesterklassen erlernen mussten. Noch zu Jamblichus Zeit (300 n. Chr.) trugen sich die Priester mit einem solchen Werke, dessen Echtheit aber damals schon in Zweifel gezogen wurde. Die Priester suchten

*) Strabo. Lib. XVII, 17.

**) Nämlich der ägyptische Aesculap; denn der griechische Asclepius, nach Homer König in Thessalien und Vater des Podalirius und Machaon, welche am trojanischen Kriege Theil nahmen, muss um das Jahr 1250 gesetzt werden.

etwas darin, ihre Lehrbücher von göttlichem Ursprunge herzuleiten, besonders in späterer Zeit, als gegen das Eindringen fremder menschlicher Wissenschaft sie die ihrige durch den Reiz der Mysterie heben und halten zu müssen glaubten. Nach Jamblichus *) Meinung glaubten die weisesten Aegypter ihren Schriften und Erfindungen grössern Werth und Ansehn zu verschaffen, indem sie dieselben dem Hermes zuschrieben. Um diesen Betrug möglich zu machen, wurde wahrscheinlich die Lüge ersonnen, dass des Hermes Schriften allmählig auf 20,000 oder nach Andern auf 36,525 Bücher angewachsen seien.

Fabricius **) führt eine grosse Zahl von Schriften des Hermes auf, wovon uns entweder bloss Titel oder Nachrichten oder Fragmente übrig geblieben sind. Sie sind in griechischer Sprache, aber augenscheinlich nicht treue Uebersetzungen eines ägyptischen Urtextes, sondern späteres Machwerk, und enthalten meistens ein abentheuerliches Gemisch von pythagorischen, neuplatonischen und christlichen theosophischen Ideen, verbunden mit astrologischen und alchymistischen Schwärmereien. Sprengel ***) vermuthet, dass sie im Zeitalter der alexandrinischen Schule entstanden seien, wo man den theosophischen, neuplatonischen Ideen Ansehn und Eingang zu verschaffen gesucht, indem man ihnen einen alten Ursprung beilegte. — Die unter den 42 Hermesbüchern enthaltenen 6 medicinischen erklärt Galen †) gleich den übrigen für eitel Geschwätz und Possen.

Indess weist doch manche Lehre auf einen uralten

*) Jamblichus de mysteriis, Aegyptiorum. Lib. VIII. cap. 4.

**) Fabricii Bibliotheca Graeca. Lib. I, cap. 8.

***) C. Sprengel, Gesch. d. Arzneikunde. Bd. I, S. 78.

†) Galen de facultate simpl. medicam. Lib. VI. „πᾶσαι λήροι ἐισὶ.“

ägyptischen Ursprung zurück. Der gelehrte Fabricius ist desshalb der Meinung, dass man nicht diese sämtlichen Schriften gleichmässig verurtheilen dürfe, sondern einen Unterschied machen müsse; wenn einige offenbar christlichen Schriftstellern angehören, so enthalten andere dagegen, wiewohl freilich nicht vom Hermes selbst herührend, dennoch hermetische Weisheit (*Ἑρμαϊκὰς δόξας*) und Ueberbleibsel der ältesten ägyptischen Gelehrsamkeit. — Auch findet sich eine Andeutung, woraus hervorzugehen scheint, dass jene 42 Hermesbücher allerdings sehr alten Ursprungs waren, wenn gleich ihre Zurückführung auf den Hermes Trismegistus ohne Zweifel eine priesterliche Ausschmückung war. Jomard *) beschreibt nämlich ein Relief an dem grossen Tempel zu Edfou, der alten Apollinopolis magna. Eine Person mit einem Ibiskopf hat ihren Finger auf eine Columnne von Hieroglyphen gelegt und schreibt; denn unter ihrer Hand sieht man weiter keine Hieroglyphen. Ihre Hand schreibt aber gerade an der 43sten Columnne. Also 42 Columnnen sind vollendet. Das ist, erklärt Creuzer **) die in 42 Büchern verschlossene, aber mit der wachsenden Zeit fort und fortwachsende Priesterweis-

*) In der *Déscription de l'Egypte*. 2e Ed. Paris 1821. Tom. 1. Antiquités. Chap. 5. p. 213. „Au fond de l'enceinte, et près de l'angle nord-ou est, j'ai observé un tableau intéressant, que sa trop grande étendue m'a empêché de dessiner. Un personnage à tête d'ibis a le doigt sur une colonne d'hiéroglyphes, qui est la quarante-troisième d'une série de colonnes pareilles. Il est dans l'action d'écrire; car, dans cette dernière colonne, il n'y a pas de caractères plus bas, que sa main. Cette figure est placée à gauche du tableau; ce qui fait voir qu'on écrivait les hiéroglyphes de droite à gauche et du haut en bas. Les caractères de ces quarante-trois colonnes sont bien conservés, et ils auraient mérité d'être copiés entièrement.“

**) Creuzer, *Symbolik und Mythologie der alten Völker*. 2te Aufl. Th. I, S. 247.

heit; denn jene Figur mit dem Ibiskopfe ist Hermes. Jedenfalls ist es sehr zu bedauern, dass uns von jenen 6 medicinischen Büchern, auch wie sie noch zu Jamblichus Zeiten vorhanden waren, nichts übrig geblieben ist. Wir würden dann in dem 41sten Buche den ohne Zweifel ältesten Codex der Augenheilkunde besitzen, da die Gründe, wesshalb man die anderen verfälschte und unterschob, bei den medicinischen Schriften gewiss nicht vorlagen.

§. 9.

Früh schon sah man die Nothwendigkeit ein, zur Förderung der Arzneiwissenschaft Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln und aufzubewahren. Diess geschah in den Tempeln, wo anfangs auf Säulen, später in einem heiligen Buche, welches die Aegypter Embre nannten, das Bemerkenswerthe verzeichnet wurde. In dem oben erwähnten Tempel des Serapis zu Canobus wurden, nach dem Zeugnisse Strabo's, Leute besoldet, welche die in diesem Tempel bewirkten Heilungen aufzeichnen mussten. Nach Horapollo *) enthielt jenes heilige Buch besonders semiotische Lehrsätze, nach welchen die Priester entschieden, ob der Kranke heilbar sei oder nicht.

Diese Tempelbücher mögen die Grundlage jenes Codex gebildet haben, welchen die Aerzte bei Ausübung ihrer Kunst befolgen mussten. Denn nach eigener Ueberzeugung und Wissenschaft zu handeln, war ihnen versagt. Die gewöhnlichen Practiker mussten sich demnach tiefer eingeweihten Geistern, welche an jenem Codex arbeiteten, unterordnen; — ein Verhältniss, wie es noch gegenwärtig im Betreff der Hebammen besteht und ähnlich noch vor Kurzem bei den Landchirurgen Statt fand.

*) Hieroglyph. I, 38.

Am bestimmtesten spricht Diodor *) über diess, nach der Bildungsstufe der niederen Priesterärzte gewiss sehr weislich eingerichtete Verhältniss. „Bei der Heilung, sagt derselbe, haben sich die Aerzte an ein geschriebenes Gesetz zu halten, das von vielen der berühmtesten alten Aerzte verfasst ist. Befolgen sie nun die Gesetze, die aus dem heiligen Buche vorgelesen werden, so sind sie ausser Schuld und gegen jeden Vorwurf gesichert, wenn sie auch den Kranken nicht retten können. Handeln sie aber wider die Vorschrift, so können sie auf Leben und Tod angeklagt werden. Denn der Gesetzgeber war der Meinung, wenige würden zweckmässigere Heilmittel wissen, als das auf vieljährige Beobachtungen gegründete und von den ersten Meistern der Kunst angeordnete Verfahren.“ —

Besonders bemerkenswerth und ohne Beispiel in der Geschichte aller späteren Völker ist die Fürsorge der Aegypter für die Subsistenz der Aerzte, so wie sie auch schon für ärztliche Behandlung der Krieger im Felde und aller Reisenden sorgten. Diodor **) sagt in dieser Beziehung: „Auf einem Feldzuge oder auf einer Reise innerhalb Landes muss Jeder ohne besondere Belohnung geheilt werden. Denn die Aerzte erhalten ihre Besoldung vom Staat.“ Indess ist das letzte ohne Zweifel so zu verstehen, dass den Aerzten, als Gliedern der Priesterkaste, vermöge der Einrichtungen des Landes ihr Unterhalt durch die Tempeleinkünfte und namentlich durch einen gewissen Grundbesitz angewiesen war. Aus Diodor's Aeusserung scheint hervorzugehen, dass im gewöhnlichen Leben die Heilkunst nicht ohne Lohn getrieben wurde; wahrscheinlich bezog diesen aber nicht der Ein-

*) Diodor. I, 82.

**) Diodor. I, 82.

zelne, sondern die Priestergemeine. Für die Tempelheilungen wurden im Tempel selbst Geschenke niedergelegt.

Die Heilkunst war nach ihren verschiedenen Zweigen unter verschiedene Aerzte vertheilt. Herodot*) erzählt: „Die Heilkunst haben sie folgendermassen eingetheilt. Jeder Arzt ist für eine Krankheit und nicht für mehre: da ist nun alles voll von Aerzten. Nämlich die einen Aerzte sind für die Augen da, andere für den Kopf, andere für die Zähne, andere für die Krankheiten des Unterleibes, andere für die unsichtbaren.“ — Diese Einrichtung ging wahrscheinlich aus dem oben erwähnten religiös-astrologischen Systeme hervor, nach welchem jeder Theil des menschlichen Körpers mit seinen Krankheiten unter der Herrschaft eines der 36 Dämonen stand. — Nach dem Zeugnisse des Prosper Alpini**) soll die Sitte, für die wichtigsten Krankheiten, namentlich für die Augenkrankheiten, besondere Aerzte zu haben, auch noch zu den Zeiten dieses Schriftstellers (im 16ten Jahrhundert nach Christo) in Aegypten bestanden haben.

§. 10.

Ungeachtet aller Aufmerksamkeit, welche die Aegypter auf die Heilkunst und den Stand der Aerzte verwandten, scheint aber weder die Wissenschaft noch die Kunst des Heilens einen besonders hohen Grad erreicht zu haben; wiewohl nicht zu übersehen ist, dass die Aegypter vor allen übrigen gleichzeitigen Völkern sich merklich darin hervorthaten. Denn wie berühmt sie desshalb im Alterthum waren, gibt schon Homer***) zu erkennen, wenn er von Aegypten singt:

*) Herodot. II, 84.

**) P. Alpini, Medicina Aegyptiorum. Lib. I, cap. 9.

***) Homeri Odyssea 4, 230.

„Wo auch Jeder ein Arzt die Sterblichen all' an Erfahrung Ueberragt; denn wahrlich sie sind vom Geschlechte Pæons.“

Ihre Kunst zeigte sich aber vielmehr im Verhüten, als im Heilen der Krankheiten. Die Lebensordnung des ganzen Volkes war durch religiöse und bürgerliche Gesetze geregelt; besonders mussten die Priester und Priesterärzte mit gutem Beispiel vorangehen, — eine löbliche Sitte, die sich nicht bis auf unsere Zeit erhalten hat. Die Kost der Priester war sehr einfach, ihre ganze Diät nüchtern, dem Clima und dem Bedürfniss der Gesundheitspflege angemessen. Nur milde und leichtverdauliche Pflanzen- und Fleischkost durften sie geniessen; keine Fische, nur einmal im Monat Schweinefleisch, wenig Salz, keine Hülsenfrüchte und Zwiebeln. Reinlichkeit war ein Hauptgesetz: zweimal des Tages und zweimal des Nachts mussten sie sich waschen, alle 3 Tage sich die Haare abschneiden: sie durften sich nicht in Wolle, sondern nur in Leinen und Baumwolle kleiden.

Die wichtigste Quelle der Krankheiten suchten die Aegypter im Unterleibe. „Sie führen, sagt Herodot*) in jedem Monat 3 Tage hintereinander ab, und arbeiten mit Brechmitteln und Klystiren auf die Gesundheit hin, in dem Glauben, von den gewöhnlichen Nahrungsmitteln entstünden alle Krankheiten der Menschen.“ — „Ihre Heilmittel, heisst es beim Diodor**), wodurch sie den Krankheiten zuvorkommen, sind Klystire, Fasten und Erbrechen; sie wenden dieselben zuweilen täglich an, zuweilen setzen sie auch 3 oder 4 Tage aus. Sie behaupten nämlich, von jeder Speise sei nach der Verdauung der grössere Theil überflüssig, und daraus gehen die Krankheiten hervor;

*) Herodot II, 77.

**) Diodor. Bibl. hist. I, 82.

daher diene jene Art zu heilen, welche die Keime der Krankheiten wegschaffe, am gewissesten zur Erhaltung der Gesundheit.“ — Wenn es wahr ist, dass das Menschengeschlecht in seiner Kindheit auch in den Krankheiten dem kindlichen Organismus glich und die Krankheiten demnach vorzugsweise in der reproductiven Sphäre wurzelten, so dürfte jenem Verfahren nicht geradezu der Vorwurf des Einseitigen und Widersinnigen gemacht werden, vielmehr dasselbe als eine heilsame Frucht tiefer Naturbeobachtung anzusehen sein.

Bei der Behandlung der Krankheiten selbst scheinen sie sich auf die Anwendung diätetischer und milder Mittel beschränkt und nicht voreilig eingegriffen zu haben. Nach einer Aeussderung des Aristoteles*) durften sie bei hitzigen Krankheiten vor dem vierten Tage nichts unternehmen; thaten sie früher etwas, so geschah es auf eigne Gefahr. Heroische Curmethoden liebten sie nicht, und wenn gleich ihr Heilverfahren von Aberglauben nicht ganz frei gewesen sein mag, so ist doch nicht glaublich, dass sie so widersinnig grausame Curen sollten angewendet haben, als Plinius*) ihnen Schuld gibt, wenn er erzählt, dass die ägyptischen Könige, wenn sie von der Elephantiasis befallen wurden, sich Bäder in Wannen mit Menschenblut gefüllt hätten bereiten lassen. Bei der im Ganzen so vernünftigen und Unmenschlichkeiten abholden Denkweise der Aegypter wird man versucht, diese Nachricht des Plinius, der überhaupt kein Freund der Heilkunde war, den mancherlei von ihm erzählten Märchen beizugesellen. Ihre Arzneimittel waren grossen Theils aus dem Pflanzenreiche: von mehreren Vegetabilien hatten sie die

*) Aristoteles Polit. 3, 15.

**) Plin. H. N. 26, 5.

Heilkräfte schon ganz richtig erkannt und gebrauchten sie in denselben Krankheiten, in denen sie noch jetzt geschätzt werden, z. B. die Meerzwiebel, welche sie Typhons-¹auge nannten, in der Wassersucht. Ein Verzeichniss dieser Heilkräuter theilt der gelehrte Sprengel *) mit.

In der Chirurgie sollen sie weniger erfahren gewesen sein. Als Darius, des Hystaspes Sohn, (521 v. Chr.) auf der Jagd bei einem Sprunge vom Pferde den Fuss verrenkt hatte, vermogten die berühmtesten ägyptischen Aerzte, welche er immer bei sich hatte, nicht, den Schaden zu heben, machten vielmehr durch gewaltsames Einrichten das Uebel ärger. Er liess deshalb den crotoniatischen Arzt Democedes holen, welcher ihn durch hellenische Heilmittel herstellte. **) Die ägyptischen Aerzte sollten auf Pfähle gespiessst werden, was Democedes durch seine Fürbitte abwandte.

Blutige Operationen, ausser der Beschneidung, dem Herausschneiden von Geschossen und dem Oeffnen von Eiterhöhlen, mögen die Aegypter vielleicht gar nicht verrichtet haben. Diess lässt sich indirect schon aus den Nachrichten entnehmen, welche uns Jamblych über Pythagoras mittheilt. Dieser verpflanzte gewissermassen die ägyptische Priesterweisheit auf griechischen Boden, und deutlich ist, dass ihm die ägyptischen Priester insbesondere als Vorbilder in der Heilkunst dienten. Pythagoras aber enthielt sich schneidender und brennender Werkzeuge gänzlich.

Larrey ***) will zwar auf den Basreliefs und Gemäl-

*) C. Sprengel, Gesch. d. Arzneik. I, S. 91.

**) Herodot, hist. III, 129.

***) J. D. Larrey, med. chir. Denkwürdigkeiten aus seinen Feldzügen. A. d. Fr. Leipzig 1813. S. 71. und 249.

den der Monumente zu Tentyra, Karnak, Luxor und Medinet - Abou Abbildungen von Gliedern gesehen haben, welche mit Instrumenten abgeschnitten seien, die denen unserer Tage sehr glichen. Auch sollen sich Spuren anderer Operationen darauf finden und er zieht hieraus die Folgerung, dass die Chirurgie von den alten Aegyptern methodisch ausgeübt wurde und mit den übrigen Künsten gleichen Schritt hielt. Allein ich zweifle, dass man dieser Versicherung vollen Glauben schenken könne. Jedenfalls muss vorausgesetzt werden, dass die Gelehrten und Künstler, welche gleichzeitig mit Larrey der französischen Expedition nach Aegypten beiwohnten, in dem grossen Werke, welches sie über Aegypten herausgaben, jene Bilder nicht übergangen haben würden. Ich finde aber in dem erwähnten colossalen Kupferwerk Nichts, was auf Chirurgie Bezug hätte. An einer Stelle sieht man zwar schneidende Werkzeuge von verschiedener Gestalt, gerade und krumme, breite und spitz zulaufende, aber in einem Gemälde, welches nur kriegerische Aufzüge und Kriegsgeräth darstellt. Es sind daher zuverlässig Schwerter und Dolche, wofür die Bilder auch von den französischen Erklärern ausgegeben werden. An einem andern Orte sieht man abgeschnittene Glieder, aber in einer Darstellung, welche sich nur auf Opferscenen bezieht, namentlich in der Nähe eines brennenden Altares: auch unterscheidet man deutlich, dass es Thierschenkel sind. Einzelne menschliche Füße und Hände kommen zwar öfter vor, aber als symbolische Schriftzeichen in der Reihe anderer Hieroglyphen.

Haller*) sieht den Grund der Abneigung der Aegypter gegen Chirurgie in dem weichlichen und zaghaften

*) Haller, Bibl. Chirur. I, 2. („Gens mollis et timida“).

Character des Volkes. Mehr noch ist er vielleicht in dem Umstande zu suchen, dass dem priesterlichen Wesen die Kunst, durch Rath zu heilen, näher lag und mehr zusagte, als die, welche den Dienst der Hand erfordert; denn derselbe Grund veranlasste auch im Mittelalter, wo die Ausübung der Heilkunst grossen Theils in den Händen der Geistlichkeit war, ein völliges Sinken der Chirurgie.

§. 11.

Die Ursachen, wesshalb die ägyptische Medicin, ungeachtet sie einen so ehrenvollen Platz in den Staatseinrichtungen einnahm, dennoch keine grössern Fortschritte machte, waren ohne Zweifel folgende. Das ärztliche Gesetzbuch, über welches hinaus der Einzelne nur mit eigener Gefahr sich wagen durfte, musste weitere Forschungen und Fortschritte im Keim ersticken. Auch fehlte ein Hauptantrieb zum Gedeihen der Kunst, — der eigne Vortheil. Das Amt der Priester, also auch der Aerzte, erbte vom Vater auf den Sohn, und diess Amt war vom Staate besoldet. Ferner hinderte die Zersplitterung der ärztlichen Geschäfte. Eine solche kann erst dann Wissenschaft und Kunstfertigkeit fördern, wenn die gesammte Arzneiwissenschaft Ausbildung genug erlangt hat, um jedem Zweige einen festen Boden zu gewähren und der besondern Richtung die Verbindung mit dem Ganzen zu sichern. Früher vereinzelt und losgerissen vom Stamm muss der einzelne Zweig verkümmern.

Ausserdem aber lag ein Haupthinderniss eines bessern Gedeihens der Heilkunst in dem Mangel anatomischer Kenntnisse. Man könnte zwar glauben, dass die im Alterthum so tief wurzelnde Scheu vor dem Todten den Aegyptern nicht eigen gewesen, da sie alle ihre Leichen einbalsamirten und diess Geschäft, bei welchem die Leichen

geöffnet, die Eingeweide herausgenommen wurden, bis zur wirklichen Kunst ausgebildet hatten. Allein diejenigen Personen, welche die Leiche aufschnitten, wurden, noch mehr wie ehemals unter uns die Abdecker, mit Unehren verfolgt. Diodor *) erzählt hierüber folgendes.

„Diejenigen, welche die Leiche zu besorgen haben, sind Kunstverständige, auf welche dieser Beruf erblich übergegangen ist. Sie bringen den Verwandten des Verstorbenen ein Verzeichniss der Preise für die sämmtlichen Leichenkosten und fragen, auf welche Weise sie wünschen, dass die Bestattung geschehe. Ist nun alles verabredet, so nehmen sie den Todten mit sich und übergeben ihn den dazu angestellten Leuten, dass sie ihn der Sitte gemäss behandeln. Zuerst wird der Leichnam auf den Boden gelegt, und der sogenannte Zeichenschreiber muss in der Weiche an der linken Seite die Stelle ringsum bezeichnen, die herausgeschnitten werden soll. Sodann führt der Ausschneider (Paraschistes) mit einem äthiopischen Steine den Schnitt durch das Fleisch so weit, als das Gesetz es bestimmt; im Augenblick aber flieht er eilig, und die Anwesenden verfolgen ihn mit Steinwürfen und mit Verwünschungen, als ob sie die Schuld auf ihn laden wollten. Denn sie glauben Jeden verabscheuen zu müssen, der den Körper eines Mitbürgers gewaltsam antastet und verwundet oder auf irgend eine Weise verletzt. Die Leichensalber dagegen hält man aller Achtung und Ehre werth; sie sind in der Gesellschaft der Priester, und der Zutritt in den Tempel ist ihnen als heiligen Männern unverwehrt. Wenn sie sich zur Besorgung der geöffneten Leiche versammelt haben, so greift einer mit der Hand durch den Einschnitt

*) Diodor, Bibl. hist. I, 91.

hinein bis in die Brusthöhle und nimmt Alles heraus, die Nieren und das Herz ausgenommen. Ein Anderer reinigt jedes einzelne Stück der Eingeweide, indem er es mit Palmwein und wohlriechenden Wassern ausspült u. s. w.“ — Das Gehirn holte man mit einem krummen Eisen aus der Nase heraus.

Zwar lässt eine Nachricht des A. Gellius *) glauben, dass die Aegypter Anatomie getrieben haben. Er erklärt nämlich, warum die alten Griechen und auch die Römer ihre Ringe am 4ten Finger der linken Hand getragen haben. „Appion in seinen ägyptischen Büchern gebe folgendes als Grund an. Bei der in Aegypten üblichen Section menschlicher Leichname, welche die Griechen Zergliederungen (*ἀνατομὰς*) nennen, sei gefunden, dass ein sehr feiner Nerv von jenem Finger zum Herzen verlaufe: man habe es desshalb angemessen gefunden, vorzugsweise diesen Finger mit Ehren zu schmücken, da er unmittelbar unter der Herrschaft des Herzens zu stehen scheine.“

Aus dieser Nachricht würde nun hervorgehen, dass man in Aegypten schon vor der Alexandrinischen Schule, welche sich notorisch mit Anatomie beschäftigte, menschliche Leichname zergliedert habe, da die Sitte, Fingerlinge zu tragen, unter den Griechen älter ist, als diese Schule. Allein eben das Resultat, wozu hier diese Anatomie geführt haben soll, spricht nicht für letztere, und so fabelhaft, wie die ganze hier vorgetragene Erklärungsweise, scheint auch ihr Ursprung. Da man wusste, dass die Aegypter menschliche Leichname aufschnitten, um sie zu balsamiren, und man ihnen überdiess manche geheime Kenntniss zutraute, so lag der Volksglaube sehr nahe,

*) A. Gellii Noctes Atticae. Lib. X, cap. 10.

dass sie sich eine nähere Kenntniss vom Bau des menschlichen Körpers erworben hätten.

Eben so wenig kann die bereits erwähnte Angabe des Clemens Alexandrinus, dass unter den dem Hermes zugeschriebenen 42 Büchern, in deren Erlernung sich die verschiedenen Priesterordnungen zu theilen hatten, auch eins, namentlich das 37ste, vom Bau des menschlichen Körpers (περὶ τῆς τοῦ σώματος κατασκευῆς) gehandelt habe, für einen Beweis gelten, dass die alten Aegypter diese Kenntniss durch Anatomie erworben haben, da uns von dem Inhalte dieses Buches nichts bekannt ist und dasselbe wohl eher die oben angedeuteten astrologischen Beziehungen der einzelnen Körpertheile angegeben haben mag.

Augenheilkunde der Aegypter.

§. 12.

Dürfen wir aus dem jetzigen Zustande dieses Landes auf seine Vorzeit zurückschliessen, so lässt sich annehmen, dass zahlreich vorkommende Augenübel die Bewohner schon früh werden genöthigt haben, auf Abhülfe dagegen Bedacht zu nehmen, und so dürfte uns Aegypten insbesondere als die Wiege der Augenheilkunde merkwürdig sein. Zwar lässt sich aus historischen Zeugnissen nicht erweisen, dass die in neuerer Zeit auch uns bekannter gewordene Augenblennorrhoe, welche für das jetzige Aegypten eine so fühlbare Geissel ist, schon im Alterthum dort geherrscht habe. Dass indess die afrikanische Küste des Mittelmeers, wie jetzt, so auch früher, in der Eigenthümlichkeit ihres Bodens und Clima's eine reiche Quelle zur Entstehung von Krankheiten, insbesondere Entzündungen der Augen getragen habe, dürfte sich wohl voraus-

setzen lassen, wenn wir auch nicht verkennen mögen, dass die Salubrität dieses Landes sich in späteren Jahrhunderten sehr verschlechtert habe.

Die Zahl der an Augenentzündung Leidenden oder in Folge derselben Erblindeten, welche der Venetianer Prosper Alpini gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Aegypten sah, schildert er als sehr bedeutend. Nach den Berichten neuerer Reisender zu urtheilen, mag vielleicht kein Land der Welt so viel Augenkranke haben, als Aegypten. Bruce will bloss in den Hospitälern von Cairo 25,000 an den Augen Erkrankte gezählt haben, was wohl übertrieben sein mag. Indess sagt Volney*): unter 100 Personen, die einem in Cairo auf den Strassen begegnen, gibt es gewiss 20 Blinde, 10 Einäugige und noch 20 andere, bei denen die Augen entzündet oder in Eiterung sind **). Auch nach Savaresi***) soll unter 10 Menschen, denen man auf der Strasse begegnet, die Hälfte mit einem oder dem anderen Augenübel behaftet sein.

Pariset †) versichert, es gäbe in Aegypten kein Dorf, keinen Flecken, keine Stadt, wo man nicht bei jedem Schritt auf einen Einäugigen, einen Blinden, auf Menschen mit entzündeten oder getrübten, entstellten, ausgelaufenen Augen stiesse. — Zwar sucht der General von Minutoli ††) die Ursach der ägyptischen Augenblennorrhoe in der äusserst feuchten Abend- und Nachtluft, den

*) Reise nach Syrien und Aegypten. Jena, 1788.

**) Vergl. L. L. Finke medicinisch-practische Geographie. 1r Bd. Leipzig, 1792. S. 296.

***) Savaresi, Histoire médicale de l'armée de l'Orient. 1803.

†) Memoire sur les causes de la peste et sur les moyens de la détruire. Paris, 1837.

††) v. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten in den Jahren 1820 und 21. Berlin, 1825. 8.

zahlreichen Schutthaufen, die aus feinem, mit Salpeter und Salmiak stark imprägnirten Staube bestehen, welchen die geringste Bewegung zu Wolken aufthürmt, so wie auch in den Ausdünstungen, die vom Brennen des Kameelmistes herrühren, und betrachtet die Hitze und den Glanz der Sonne nur als Dinge, die das Uebel vermehren. Da nun von diesen Schädlichkeiten im Alterthum nur die feuchte Abendluft statt fand, so würde man hiernach das endemische Vorhandensein der Augenblennorrhoe in der Vorzeit Aegyptens nicht annehmen können. Allein auch in anderen afrikanischen Küstenländern des Mittelmeeres, wo weder Salpeter- und Salmiakstaub, noch das Ammonium aus dem verbrannten Kameelmist angeklagt werden können, finden wir heut zu Tage eine Fülle von Augenkrankheiten. Nach Lacroix *) waren in Algier Augenentzündungen immer endemisch: er sah die verschiedenartigsten Formen und Grade und versichert, nirgend in der Welt so viel Ein-äugige und Blinde angetroffen zu haben.

Sicheren Nachrichten zu Folge gehörten Hautkrankheiten zu den heimischen Uebeln des alten Aegyptens (vergl. S. 30.): unter diesen war besonders der knollige Aussatz, eine Aegypten eigenthümliche Form dieser Seuche, welche in der lutherischen Bibelübersetzung als ägyptische Drüse bezeichnet, von den Griechen Elephantiasis genannt wird, den Augen feindselig. In demselben trieft das Auge, die Augenbraunen und Wimpern fallen aus, das knotig angeschwollene obere Augenlid hängt herab und hindert am Sehen. Nicht selten kehren sich beide Augenlider nach aussen um: die Spalte der Augenlider ist kreisrund, weil bei der knolligen Anschwellung

*) J. B. Lacroix, esquisse historique et médicale de l'expédition d'Alger. Paris, 1835.

die Augenwinkel verschwinden. Die Augen haben einen trüben matten Blick, ihre Sehkraft leidet bedeutend.

Dass im alten Aegypten Augenkrankheiten zu den häufig vorkommenden Uebeln gehörten, geht auch schon daraus hervor, dass unter den 6 heiligen Hermesbüchern, welche sämmtliche auf die Heilkunst bezüglichen Kenntnisse umfassten, ein eigenes den Krankheiten der Augen bestimmt war. Sodann werden unter den Aerzten für einzelne Krankheitsklassen immer vorzugsweise die Augenärzte erwähnt. Die Geschicklichkeit derselben war im Auslande sehr berühmt: einige von ihnen genossen grosses Ansehn und nahmen eine hohe Stellung im bürgerlichen Leben ein. Herodot *) erzählt: „Cyrus erbat sich von dem ägyptischen Könige Amasis (im 6ten Jahrh. v. Chr.) einen Augenarzt, den besten, der in Aegypten sei. Dieser, welcher auf Amasis einen Groll hatte, dass er unter allen ägyptischen Aerzten gerade ihn von Weib und Kind gerissen und nach Persien ausgeliefert hatte, rächte sich später dafür. Nach dem Tode des Cyrus überredete er dessen Nachfolger Cambyses, dass er den ägyptischen König um seine Tochter bat, damit dieser, gäbe er sie her, sich grämen müsste, gäbe er sie nicht her, dem Cambyses verfeindet würde.“ — Es entstand hieraus ein Krieg, in welchem Amasis unterlag.

In grossem Ruf stand die ägyptische Augenheilkunde auch noch in späterer Zeit bei den Griechen. Es gab mehrere Augenmittel mit ägyptischen Namen, die man ihnen zweifelsohne in der Absicht beilegte, um den Glauben an ihre Wirksamkeit zu erhöhen. Dessenungeachtet scheint es nicht, als wenn die Augenheilkunde im alten Aegypten eine beachtenswerthe Stufe der Ausbildung erreicht habe.

*) Herodoti hist. III, 1

Dass die Aegypter von dem inneren Bau des Auges Kenntniss hatten, muss bei ihrer Abneigung gegen die Untersuchung von Leichen bezweifelt werden. Eben so wenig ist es wahrscheinlich, dass sie irgend eine Operation am Auge geübt haben, da sie überhaupt für chirurgische Operationen wenig Sinn gehabt zu haben scheinen.

§. 13.

Die ersten Nachrichten über Augencuren verlieren sich bei den Aegyptern, wie bei allen alten Völkern in das Dunkel der Mythologie und sind grossen Theils sagenhaft. Die ersten Helfer in Augenkrankheiten waren die Götter selbst. Dass die Isis durch Traumgesichte Mittel angab, wodurch Blinde ihr Gesicht wieder erhielten, ist oben bereits angeführt. Demnächst ist die früheste Augencur, deren Erwähnung geschieht, die des Königs Phero, der etwa in der Mitte des 14ten Jahrh. v. Christo seinem Vater Sesostris in der Regierung folgte. Sein Vater war im hohen Alter blind geworden und hatte wegen dieses Unglücks sich selbst das Leben genommen. Den Sohn traf dasselbe Schicksal. Seine Cur erzählen Herodot und Diodor *) übereinstimmend, letzterer mit folgenden Worten:

„Er wurde des Gesichts beraubt, entweder weil er dazu die gleiche Anlage wie sein Vater hatte, oder, wie eine Fabel sagt, zur Strafe für die Entheiligung des Flusses, weil er einen Speer in das Wasser geworfen. Er sah sich genöthigt, in seinem Unglück zur Hülfe der Götter seine Zuflucht zu nehmen; lange Zeit suchte er durch zahlreiche Opfer und Gaben die Gottheit zu versöhnen, fand aber keine Erhörung. Im zehnten Jahr endlich er-

*) Diodori Bibl. hist. I, 59.

hielt er eine Weissagung, welche ihn anwies, den Gott in Heliopolis zu verehren, und mit dem Wasser eines Weibes, die ihrem Manne nicht untreu geworden, das Gesicht zu waschen. Er machte den Versuch mit dem Wasser von vielen Frauen, zuerst von seiner eignen; allein er fand, dass keine treu geblieben war, ausser einer Gärtnerfrau, die er dann, nachdem er geheilt war, zur Ehe nahm. Dem Gott in Heliopolis weihte er zum Dank für diese Wohlthat, dem Orakel gemäss, zwei Obeliskten, jeden aus Einem Stein, 8 Ellen breit und 100 Ellen hoch.“

Nach Herodot *) kam jene Weissagung aus der Stadt Buto, wo die Göttin Leto (Latona) ein weltberühmtes Orakel hatte: und da nach ebendemselben Schriftsteller **) die Weissagekunst nicht den Menschen, sondern nur einigen Göttern zustand, so sehen wir in der obigen Erzählung zuerst Priester als Augenärzte auftreten. Nähme man nun an, dass Phero an Augenentzündung, insbesondere chronischem Augenschleimfluss litt, woran Aegypten von jeher reich war, so hat das Waschen mit Urin, — ein Mittel, welches vom Volke noch jetzt in Blennorrhöen des Auges gebraucht wird, — nichts geradezu Widersinniges, sondern kann möglicherweise zur Herstellung des Kranken geführt haben ***). Weiter sehen wir noch in dieser Geschichte das erste Beispiel von Weihgeschenken für den Tempel einer heilbringenden Gottheit bei der Genesung von einer Augenkrankheit.

*) Herodot. hist. II, 111.

**) Herodot. hist. II, 83.

***) Nach Plinius (H. N. XXVIII, 18) dient der Urin „contra oculorum albugines, obscuritates, cicatrices, argema, palpebras.“ Auch andere Schriftsteller des Alterthums, namentlich Marcellus Emp. und Sext. Platicus, empfehlen zum Verdünnen der Leucome das Waschen der Augen mit Urin von Knaben oder unberührten Jungfrauen.

§. 14.

Von andern Curmethoden der alten ägyptischen Augenärzte ist uns leider keine Nachricht übrig geblieben. Denn zweifelhaft bleibt es, ob die bei den Griechen bekannten Augenmittel mit ägyptischen Namen und von vermeintlich ägyptischem Ursprunge wirklich aus der alten Zeit herkommen oder aus jener Zeit, wo die griechische Medicin ihren vornehmsten Sitz zu Alexandrien gefunden hatte. Es deuten diese Namen nur darauf hin, dass die altägyptische Augenheilkunde noch später bei den Griechen in einem gewissen Ansehen stand: die den Menschen eingeborene Ehrfurcht vor dem Mysteriösen musste die mit jenem Nimbus umgebene ägyptische Weisheit in den Augen des Volkes besonders hoch stellen, und so mochten spätere Aerzte versucht sein, gewisse Heilmittel trügerisch aus jener Quelle herzuleiten. Hinzukommen mochte noch der Umstand, dass die Aegypter früher als andere Völker sich mit Chemie beschäftigten und, wie ihre metallische Encaustik beweist, namhafte Fertigkeit in der chemischen Behandlung der Metalle besaßen *). Dadurch rechtfertigt sich die Vermuthung, dass sie die ersten waren, welche metallische Pflaster und Augenmittel anwandten. Dergleichen Erfindungen bleiben nun vorzugsweise Geheimmittel, wie ja erst im 18ten Jahrhundert die Chemie bewogen werden konnte, sich von Geheimnisskrämerei frei zu machen; solches Geheimthun aber wurde wiederum ein Mittel, den Werth der Präparate in den Augen des Volkes zu erhöhen.

Galen **) führt aus den Schriften des Asclepiades

*) Vergl. C. Sprengel, Gesch. d. Arzneik. I, S. 101.

**) Galen, Comp. sec. loc. Lib. IV, c. 7.

ein Augenmittel an, welches den Namen Achariston führt und von den ägyptischen Aerzten vorzugsweise und mit Glück gebraucht werde. Ausserdem erwähnt er noch zweier ägyptischer Augencompositionen aus eben jenem Asclepiades, wovon die eine gegen Schwielen, Hornhautflecke und Augenfelle, die andere ebenfalls gegen Schwielen und Hornhautflecke und überhaupt gegen veraltete Uebel wirksam sei. Einzelne Augenmittel trugen den vielversprechenden Namen eines ägyptischen Gottes. So gedenkt Galen an der oben erwähnten Stelle eines Augenmittels, welches den Namen Phanion Serapiacum führte; ferner erwähnt er ein Pflaster des Serapion, ingleichen ein Pflaster der Isis *), welches letztere in dem Tempel des Phthas (Vulcan) bei Memphis aufgefunden sein soll und, auf die Stirn gelegt, Augenflüsse heilte. Die Erfindung desselben wird dem Hermon, einem ägyptischen Priester (ἱερογραμματὺς) zugeschrieben, welches vielleicht derselbe Hermon ist, dessen Augenmittel Celsus **), als gegen Geschwüre der Augen nützlich, aufführt.

§. 15.

Noch muss hier einer Erfindung gedacht werden, welche für den Gebrauch der Augen, so wie zur Abhülfe ihrer Mängel von überwiegender Wichtigkeit geworden ist, ich meine die Erfindung des Glases. Zwar besitzen wir keine unmittelbaren Zeugnisse, dass in derjenigen Zeit, von welcher wir reden, Gläser zur Verbesserung und Erweiterung des Gesichts gebraucht seien; aber schon in der nächstfolgenden Periode kommen Spuren einer sol-

*) Galen, Comp. sec. gen. Lib. V, c. 1. Lib. IV, c. 11.

**) Celsi de Medicina. Lib. VI, c. 6.

chen Anwendung vor. Nach der gewöhnlichen Meinung soll diese Erfindung von den Phöniziern herrühren, einem Volke, dessen Bildung vielleicht nicht jünger ist, als die der Aegypter. Der Sage nach *) sollen phönizische Kaufleute, welche Natron auf ihren Schiffen führten, an der Mündung des Flusses Belus in Syrien gelandet sein und aus Mangel an Steinen ihre Kochgefäße an dem sandigen Ufer auf Klumpen Soda gesetzt haben. Als sie nun Feuer anzündeten, schmolz die Soda mit dem Sande zusammen, und es sei eine durchsichtige Masse herausgeflossen, und auf diese Weise das Glas entstanden. Die Phönizier hätten diese Entdeckung benutzt und zu Sidon die im Alterthum so berühmten Glasfabriken angelegt, wozu fortwährend der Sand vom Flusse Belus geholt wurde.

Boudet **) sucht dagegen zu erweisen, dass die Stadt Theben die wahre Wiege der Glasbereitung gewesen sei, und legt den Priestern des Vulcan zu Theben und Memphis, den ersten und ihrer Zeit geschicktesten Chemikern, diese Erfindung bei. Er stützt diese Meinung zum Theil auf die Glashalsbänder, welche man an den in Theben gefundenen Mumien sieht. Seine Beweisführung ist zwar keinesweges sicher, namentlich seine Benutzung der Zeugnisse alter Schriftsteller höchst ungründlich ***); allein so viel steht fest, dass schon in sehr früher Zeit die Aegypter nicht nur gewöhnliches Glas, sondern auch farbiges durch Beimischung von Metalloxyden, ferner Emaille und künst-

*) Plinius, Hist. Nat. XXXVI, 45.

**) Boudet, notice historique de l'art de la verrerie, né en Egypte. Im 9ten Bande der Description de l'Egypte. Paris, 1829.

***) Schon aus der Art, wie er die oben erwähnte Sage des Plinius wiedergibt, indem er diesen ganz fremdartige Dinge sagen lässt, erhellt, dass er diesen Schriftsteller gar nicht gelesen hat.

liche Edelsteine bereitet haben, und, wie die noch neuerdings gefundenen Ueberreste beweisen, mannigfachen Gebrauch von dieser Erfindung, namentlich zu künstlichen Bechern, Spiegeln, zum Schmuck und wahrscheinlich auch zu Brenngläsern machten. Auch sollen in einzelnen Mumiën Glas- oder Emaille-Augen gefunden sein, womit man ohne Zweifel das Aussehen derselben natürlicher und frischer erhalten wollte, so wie wir zu gleichem Zwecke unsere ausgestopften Thiere mit künstlichen Augen versehen. Dass die Aegypter schon bei Lebenden künstliche gemalte Augen, welche die spätern Griechen unter dem Namen Hypoblephara kannten, sollten angewandt haben, dürfte sich hieraus indess nicht folgern lassen.

Heilkunde der Inder.

§. 16.

Nach der allgemeinen Meinung, welche schon im Alterthum angenommen war, gehören die Inder zu den am frühesten gebildeten Völkern der Erde; aber ihre Geschichte lag lange Zeit im tiefsten Dunkel, welches auch die fleissigsten Forschungen der letzten Jahrzehende nur sparsam zu erhellen vermocht haben. Zwar hat sich eine grosse Anzahl indischer Schriften aus dem frühesten Alterthum bis zu unsern Zeiten erhalten; diese Schriften sind in einer Sprache verfasst, welche, wenngleich nicht mehr eine lebende, dennoch den Gelehrten des Landes noch gegenwärtig verständlich und daher auch den Europäern zugänglich geworden ist; ferner bietet Indien noch einen grossen Reichthum von Denkmalen der Baukunst dar,

deren Entstehung bis in die graue Vorzeit zurückreicht; endlich haben die Inder bis auf den heutigen Tag sich als ein und dasselbe Volk erhalten, welches seine Eigenthümlichkeit vollständig bewahrt hat, indem es zu keiner Zeit sich um Nachbarvölker und fremde Cultur mehr bekümmerte, als die Gewalt von Eroberern ihm aufdrang. Nichtsdestoweniger erscheint uns die ältere Geschichte dieses Volkes bis jetzt noch als ein bodenloses Gewirr von Sagen, und es fehlt insbesondere ihrer ältesten, mythisch-heroischen Periode völlig an einem chronologischen Haltpunkte, wenngleich diejenigen in der altindischen Sanscritsprache verfassten Schriften, welche die Hauptquellen der indischen Erkenntniss und Wissenschaft enthalten, die Vedas, bis nahe an jene Periode hinaufreichen.

Es fehlte nämlich den Indern durchaus an Sinn für geschichtliche Wahrheit, so wie für eine bestimmte Zeitrechnung, ihre chronologischen Angaben sind eben so grotesk und abentheuerlich, wie die der Chinesen: es hat auch niemals unter ihnen, so weit wir ihre Schriften kennen, weder Geschichtschreiber, noch Annalisten gegeben. Die Hauptwerke, welche aus frühem Alterthum uns erhalten wurden, sind grosse epische Dichtungen: ob denselben wahre Begebenheiten zum Grunde liegen, muss mindestens zweifelhaft sein; gewiss aber ist, dass diese bis zu völliger historischer Unbrauchbarkeit entstellt sind, und es dem Dichter nicht um historische Wahrheit, sondern um dichterischen Schmuck zu thun war *).

Nur so viel steht fest: als Alexander der Grosse im

*) Vergl. A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. 1ster Theil. 3te Abth. 4te Aufl. Göttingen, 1824.

4ten Jahrhundert vor Christo auf seinen Eroberungszügen Indien erreichte, fand er daselbst ein Volk, dessen Cultur sowol in Beziehung auf öffentliches, als auf Privatleben im Ganzen dieselbe Stufe erreicht hatte, auf der sie nachmals stehen blieb; und wir dürfen hieraus mit Heeren, dem gründlichsten und besonnensten Forscher altindischer Zustände, den Schluss ziehen, dass ihre Cultur um mehrere Jahrhunderte älter gewesen sein muss und bis ins hohe Alterthum zurückreicht. Eben diese Eigenthümlichkeit des indischen Volkes aber, dass es Jahrtausende lang weder Umwälzungen noch wesentliche Fortschritte seines Culturstandes erfahren hat, macht die Geschichte seiner Wissenschaften trügerisch und unsicher. Was man bei den Indern der Gegenwart vorfindet, hat man zum Theil nicht Anstand genommen, als aus dem grauesten Alterthum entsprossen anzuerkennen. Aber dass ein Volk Jahrtausende hindurch dem Triebe fortschreitender Geistesentwicklung oder veränderter Geistesrichtung vollständig widerstehen und alle Einwirkung von aussen gänzlich abweisen sollte, scheint mit der Natur des Menschengeschlechts nicht vereinbar: und wenn wir auch sonst im Orient eine erstaunenswerthe Stabilität der Gesittung antreffen, so hat diese dennoch stets nur gewisse Grenzen gehabt und von Zeit zu Zeit selbst bedeutenden Revolutionen nicht wehren können. Während der Jahrhunderte der muhamedanischen Fremdherrschaft hat sich ohne Zweifel auch in Indien Manches umgestaltet. So berechtigt uns denn auch, um unserm eigentlichen Thema näher zu treten, nichts, die jetzt von muhamedanischen Aerzten in Indien ausgeübte Methode, den grauen Staar zu operiren, ins hohe Alterthum zu versetzen.

Ueberhaupt wissen wir von dem ältesten Zustande der Augenheilkunde bei den Indern nichts Specielles;

es dürfte aber keinem Zweifel unterliegen, dass die von den Engländern angeregten fleissigen Forschungen und die weitere Enthüllung der Sanscritlitteratur uns schätzenswerthe Aufschlüsse über den frühesten Stand der Heilkunst und insbesondere auch der Augenheilkunde verschaffen werden. Bis dahin und bis es vielleicht gelungen ist, in der Zeitrechnung der Inder festere Haltpunkte aufzufinden, sind wir nicht berechtigt, den Aegyptern die früheste Cultur der Wissenschaften und namentlich der Medicin streitig zu machen; insbesondere aber erscheint die mehrfach aufgestellte Behauptung, dass die ägyptische Cultur von der indischen abstamme und entlehnt sei, bis jetzt als völlig unerwiesen und unhaltbar. Nicht zu verkennen ist zwar, dass die Verfassung und der ganze gesellschaftliche Zustand beider Völker sehr viel Verwandtes haben; aber was ist natürlicher, als dass die erste Entwicklung von Völkern unter ähnlichen climatischen Verhältnissen grosse Uebereinstimmung zeigen müsse, da sie unmittelbar aus der menschlichen Natur selbst hervorgeht? So kann es uns denn nicht auffallen, wenn wir auch bei den ältesten Indern die Heilkunst mit ihrer Ausübung in den Händen der Priester finden, wenn sie auch hier mit dem Religionsdienst zusammenfiel, und wenn auch die Inder sich an ein ärztliches Gesetzbuch zu halten hatten, welches ihnen von einem Götterheros verliehen war.

§. 17.

Die eigentlichen Aerzte bei den Indern waren und sind zum Theil noch die Braminen, die Träger aller Wissenschaft, der göttlichen, wie der menschlichen. Sie schöpften ihre Kenntniss aus den Vedas, einem aus vier Theilen bestehenden Religionsbuche, dessen Lesung ihnen befohlen, dem Volke aber verboten ist. Diese sind in der

Sanscritsprache abgefasst und das älteste Werk der indischen Litteratur; Colebrook, zum Theil auf astronomische Gründe gestützt, glaubt sie bis in das 14te Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufrücken zu müssen. Das brittische Museum besitzt eine wahrscheinlich vollständige Abschrift dieses umfangreichen Werkes in 11 starken Bänden; aber bis jetzt sind erst geringe Bruchstücke desselben übersetzt. Die Vedas enthalten zum Theil Hymnen und Gebete, zum Theil sind sie die Quellen der Gesetzgebung und aller wissenschaftlichen Kenntnisse. Dieser doctrinelle Theil ist in einem sich ihnen unmittelbar anschliessenden alten Commentar, welcher die Upavedas genannt wird, weiter ausgearbeitet und begreift auch die Heilkunde. Von diesen Upavedas ist aber bis jetzt nichts in Uebersetzungen bekannt geworden. Einer jener vier Vedas, der Ayus Veda, welcher den Inbegriff aller heiligen medicinischen Schriften bildet, soll unter der Aufschrift Salakya auch einen Abschnitt über örtliche Uebel, namentlich über Augen- und Ohrkrankheiten enthalten.

Ausserdem besitzen die Braminen unter ihren heiligen Schriften eine Anzahl mythologischer Gedichte etwas spätern Ursprungs, Puranas genannt, von denen uns Auszüge mitgetheilt sind: eins derselben, der Agni Purana, kann beinah als ein Abriss der ganzen Wissenschaft der Hindus, auch der Gesetze und Arzneikunde, betrachtet werden. Wir dürfen hoffen, dass wir hieraus mit der Zeit eine vollständige Uebersicht der altindischen Heilkunst schöpfen werden.

So viel lässt sich schon jetzt erkennen, dass die Heilkunst bei den alten Indern in grossem Ansehn stand. Sie war eine unmittelbare Mittheilung ihres höchsten Gottes, Brahma. Als der vornehmste ärztliche Heros, welcher diese Kenntniss vom Brahma empfing, wird Dhanwan-

tari genannt *), welcher auch die schriftliche Ueberlieferung der Heilkunst vermittelte und daher mit dem Hermes der Aegypter zu vergleichen ist. Ainslie führt mehre Titel medicinischer Schriften an, welche zum Theil ihm zugeschrieben werden. Hiernach müsste die Heilkunst schon früh in Indien einer bedeutenden Ausbildung sich erfreut haben, und auch die Chirurgie scheint bereits in ihren Kreis gezogen zu sein. Indess auf einem so unsichern Boden, als dieser bis jetzt noch für uns ist, enthalte ich mich aller nähern Angaben und Folgerungen. „Wenn einst, sagt Henschel **), die Bibliotheksäle, worin jene gelehrten Schätze zwar gesammelt, aber noch verschlossen sind, aufgeschlossen und ihrem Inhalte nach bekannt sein werden, wird es Zeit sein davon zu reden. Bis dahin scheint uns jedes Absprechen über dieselben voreilig: am meisten darum, weil wir keine genügenden Kriterien haben, das echt Indische von dem zu unterscheiden, was seit dem eilften Jahrhundert aus arabischen, und früher aus altpersischen Lehrmeinungen in diese Medicin sich eingemischt hat.“ —

*) Vergl. A. W. Henschel, Nachrichten über den ältesten und gegenwärtigen Zustand der medicinischen Kunst und Litteratur bei den Indiern. In: Gerson und Julius Magazin der ausländischen Litteratur der Heilkunde. September und October 1831.

Ferner:

Whitelaw Ainslie, Materia Indica. London, 1826. 2 Bde.

**) A. a. O.

Augenheilkunde der Juden.

§. 18.

Als ums Jahr 1500 v. Chr. die Juden, nachdem sie 250 Jahre in Aegypten gewohnt, auszogen, um sich eigne Wohnsitze zu suchen, nahmen sie Vieles von den Gebräuchen, Künsten und Wissenschaften der Aegypter mit sich: ihre Heilkunde war ganz die der Aegypter, die Ausübung derselben in den Händen der Priester. Auch bei ihnen war die Heilkunst eng mit der Staatsverfassung verwebt und ihre Anwendung auf Beförderung des allgemeinen Gesundheitswohls, auf die öffentliche Gesundheitspflege hervorstechend. In den Büchern Moses besitzen wir den ältesten Codex sanitätspolizeilicher Einrichtungen und Verordnungen und erkennen daraus den hohen Standpunkt, zu welchem Natur- und Heilkunde sich schon so früh erhoben hatten. Es müsste noch wunderbarer erscheinen, dass eine der spätesten Blüten der Heilkunst, ihre Anwendung auf das Gesamtwohl, schon damals sich entwickelt hatte, wo die Heilung der einzelnen Krankheiten noch in der Kindheit sich befand, wenn nicht bei der patriarchalischen Verfassung der alten Völker des Morgenlandes, insbesondere der Juden, die Sorge für das leibliche Wohl seines Stammes zu den ersten Aufgaben des Patriarchen gehört hätte und auf diesem Wege in die spätern Entwicklungen der Volksverfassung und Regierung mit hinübergenommen wäre.

Nach der theocratischen Verfassung, welche Moses dem jüdischen Volke gab, war Jehovah der oberste Arzt, die Priester die Vermittler seiner Hülfe. Als bei Vertheilung des Landes Canaan unter die verschiedenen Stämme der Priesterdienst dem Stamme Levi ausschliesslich zu- fiel, gerieth auch die Heilkunst in die Hände der Leviten.

Diese wandelten aber nicht fort auf der von Moses ihnen vorgezeichneten Bahn: mit jenem hohen weitschauenden Geiste erlosch die wahre Naturkunde und der gesunde Geist der Wissenschaft, die Medicin gerieth auf Abwege und ging in Aberglauben und Beschwörungskunst unter. Selbst der weise König Salomo (um's Jahr 1000 v. Chr.) scheint diese falsche Richtung befördert zu haben. Später nahmen die weisesten Männer des Volkes, die Propheten, sich auch der tief gesunkenen Heilkunst an, welche nun nicht mehr ausschliessliches Eigenthum der Leviten blieb; mit welchem Erfolg sie aber dieselbe bearbeiteten und übten, darüber fehlen uns bestimmte Nachrichten, so wie überhaupt die Geschichte des jüdischen Volkes für die Geschichte der Medicin sehr geringe Ausbeute gewährt.

Die Kenntniss des menschlichen Körpers musste den Juden verschlossen bleiben, und damit war ihnen zugleich die Möglichkeit des Fortschreitens in der Heilkunst, besonders in dem chirurgischen Theile versperrt. Denn ihre religiösen Gesetze gestatteten ihnen nicht, Leichen zu öffnen. Schon die Berührung einer Leiche, ja eines Todtenbeins hatte gesetzlich unangenehme Folgen. „Wer nur irgend einen todten Menschen anrührt, der wird sieben Tage unrein.“ *) — „Auch wer anrührt auf dem Felde einen Erschlagenen mit dem Schwert oder einen Todten oder eines Menschen Bein oder Grab, der ist unrein sieben Tage.“ **) —

§. 19.

Aus dem Gebiete der Augenheilkunde finden wir

*) 4 Buch Mose 19, 11.

**) 4 Buch Mose 19, 16.

nur einer Cur erwähnt. Als die Juden ums Jahr 700 in die assyrische Gefangenschaft geführt wurden, befand sich unter ihnen ein frommer Mann, Tobias. „Es begab sich aber auf einen Tag, da er heim kam und müde war und sich neben eine Wand legte und einschlief, schmeisste eine Schwalbe aus ihrem Nest, das fiel ihm also heiss in die Augen, davon ward er blind.“ *) — Vier Jahre später heilte ihn sein Sohn, nach dem Rathe des Engels Raphael von seiner Blindheit. Auf einer Reise mit dem Engel fing der Sohn in dem Wasser Tigris einen grossen Fisch. Der Engel lehrte ihn, dass die Galle von diesem Fisch gut sei, die Augen damit zu salben, dass sie einem den Staar vertreibe. „Nimm zu dir **), sprach der Engel, von des Fisches Galle; denn du wirst ihrer bedürfen. Als bald salbe deinem Vater die Augen mit der Galle vom Fisch, welche du bei dir hast, so werden von Stund an seine Augen geöffnet werden, und dein Vater wird wieder sehend und sehr froh werden. Da nahm er von der Galle des Fisches und salbete dem Vater seine Augen. Und er litte das fast eine halbe Stunde. Und der Staar ging ihm von den Augen, wie ein Häutlein von einem Ei. Und Tobias nahm es und zog es von seinen Augen und als bald ward er wieder sehend.“ —

Von welchem Fische diese heilende Galle genommen wurde, dürfte wohl nicht mehr zu ermitteln sein. Einige haben geglaubt, es sei der Callionymus oder Uranoscopus der Alten, Andere halten ihn für den Stör. Nächst dem hat man Untersuchungen darüber angestellt, was für eine Augenkrankheit die des Tobias gewesen sei. Mauchart **)

*) Buch Tobias 1, 10. 11.

**) Buch Tobias. Kap. 11.

***) Mauchart, de leucomatibus Tobiae. Diss. Tubing, 1743. 4.

hält sie für ein Leucom. Nehmen wir an, dass die augenblickliche Heilung nicht wörtlich zu verstehen sein mögte, sondern vielleicht nur das Wunderbare der Hülfe mehr ins Licht stellen sollte, so ist jene Hypothese allerdings nicht von Wahrscheinlichkeit entblösst. Was man aber auch davon denken möge, so bleibt diese erste Nachricht von der Benutzung der Fischgalle als äusseren Augenheilmittels immer von Interesse, da noch bis diesen Augenblick die Galle vom Hecht und der Aalquappe eine Stelle unter den Augenmitteln einnimmt.

Dass übrigens Augenkrankheiten bei den Juden nicht zu den seltenen Erscheinungen gehören konnten, ist schon aus der Natur ihres Landes abzunehmen, welches, wie alle südliche Küsten des Mittelmeers, stets reich daran gewesen ist. Ueberdiess führte der Aussatz, jene Geissel des alten Morgenlandes, eigenthümliche Augenleiden in seinem Gefolge. In dem weissen Aussatz (*Baheret, Baraath*), welcher bei den Juden vorzugsweise einheimisch war, fallen, wenn er ausgebildet ist, Haare und Nägel aus, die Augen triefen und thränen, an den Augenlidern entstehen wässerigte Geschwülste und Ectropien, die Hornhaut trübt sich und alle Sinne verlieren ihre Schärfe. Noch mehr litten die Augen im knolligen Aussatz, der ägyptischen Drüse nach Luthers Uebersetzung, welcher auch den Juden nicht fremd war. Auch scheint es, wie noch gegenwärtig in jenen Gegenden, viel Blinde gegeben zu haben; denn Moses fand nöthig, unter den wichtigsten Geboten zu verordnen: „Du sollst dem Blinden keinen Anstoss setzen.“*) — An einem andern Orte**) gebot er: „Verflucht sei, wer einen Blinden irren macht auf seinem Wege.“

*) 3 Buch Mose 19, 14.

**) 5 Buch Mose 27, 18.

Die grausame Sitte des Morgenlandes, Menschen des Augenlichts zu berauben, um sie zu strafen oder unschädlich zu machen, scheint der menschlich milderen Gesetzgebung der Hebräer haben weichen müssen. Nur als Vergeltungsrecht lässt es Moses zu. *) Die Nachbarvölker aber übten diess barbarische Verfahren öfter an den hebräischen Machthabern, welche in ihre Gewalt fielen. Die Philister stachen Simson die Augen aus, um ihn unschädlich zu machen **); die Chaldäer dem Könige Zedekias vor seiner Abführung nach Babel ***). Ob das später, besonders am griechischen Kaiserhofe, methodisch und in verschiedenen Graden als Strafe und zu politischen Zwecken ausgeübte Blenden der Augen durch Vorhalten glühenden Metalls schon in den früheren Zeiten im Orient gebräuchlich gewesen, ist mir nicht bekannt. Die Sage des Apollodor †), dass Phönix von seinem Vater geblindet und vom Chiron später geheilt sei, so dass er den Achill auf dem Zuge nach Troja habe begleiten können, muss für eine spätere Erfindung angesehen werden ††).

§. 20.

Wir gedenken hier noch einer andern Sitte, welche den Zweck hatte, die Augen zu verschönern, nämlich des Schminkens der Augen. Wahrscheinlich herrschte sie unter den Frauen im ganzen Morgenlande; denn auch im alten Aegypten findet man Spuren davon, so wie sie auch noch gegenwärtig bei den arabischen Frauen ange-

*) 2 Buch Mose 21, 24.

**) Richter 16, 21.

***) 2 Könige 25, 7. Jerem. 39, 7. 52, 11.

†) Apollodor, mythologische Bibliothek. III, Cap. 14.

††) Vergl. unten §. 22.

troffen wird. Ein grosses, dunkelglühendes Auge gilt noch jetzt im Orient für den höchsten Reiz weiblicher Schönheit. Um diesen hervorzurufen, färbten die hebräischen Frauen nicht nur die Augenbraunen, sondern auch die Augenlidränder schwarz. Das hebräische Wort Kachl *), welches 2 Kön. 9, 30 und Jerem. 4, 30 als Bezeichnung der Augenschminke gebraucht wird, soll das straligte Spiessglanzerz andeuten und noch jetzt ähnlich im Arabischen (Köchhel) mit derselben Bedeutung gefunden werden **).

In den Begräbnisshölen zu Sakara in Mittelägypten fand man unter andern zum Putztisch der Aegypterinnen gehörenden Merkwürdigkeiten ein Gelenk von einem gewöhnlichen Rohr, in welchem eine wahrscheinlich zum Schminken der Augen gebrauchte Nadel und eine Unze von jenem schwarzen Pulver befindlich waren. Nach den Andeutungen späterer jüdischer und arabischer Schriftsteller wurde die Spitze dieser kurzen sondenförmigen Nadel, welche zugleich die Stelle eines Ohrlöffels vertrat, in das mit Mandelöl zusammengeriebene schwarze Pulver getaucht, hierauf wagrecht an das Auge gesetzt und zwischen den darüber geschlossenen Augenlidern durchgezogen.

Dioscorides und Plinius erwähnen ebenfalls der Anwendung des Stibium's (σίβη, σίβημι) zur Augenschminke. Letzterer **) sagt: „Das Spiessglanz wirkt zusammenziehend, kühlend, hauptsächlich wird es aber an den Augen

*) Luther übersetzt es bloss: „schminkte das Angesicht.“

**) Vergl. A. Th. Hartmann, die Hebräerin am Putztische und als Braut. Amsterdam, 1809—1810. 2ter Thl. S. 149. 3ter Thl. S. 199. A. G. Hoffmaun, hebräische Alterthümer. Weimar, 1832. S. 505.

***) Plin. Hist. nat. XXXIII, 34.

gebraucht: desshalb nennen es auch Viele *Platyophthalmon*, weil es als weibliche Augenschminke die Augen grösser erscheinen lässt.“ — Aus derselben Ursache wird diess Metall auch sonst *ὀφθαλμογράφον* genannt.

Dass diesem Schminken, wie Hartmann *) meint, ursprünglich eine medicinische Absicht zum Grunde gelegen habe, indem im Alterthum das Spiessglanz gegen Augenentzündungen für heilsam gehalten wurde **), dürfte mit der weiblichen Natur aller Zeiten wenig in Einklang stehen, indem bei ihrem Putz die Rücksicht der Schönheit der der Gesundheit immer weit vorgeht.

Aelteste Medicin und Augenheilkunde der Griechen.

§. 21.

Von den Griechen erhielt die Heilkunst zuerst wissenschaftliche Begründung. Bei den übrigen Völkern des Alterthums, wiewohl die spärlich auf uns gelangten Nachrichten keinen vollständigen Ueberblick, kein sicheres Urtheil verstatten, erscheint uns die Heilkunst als ein grösserer oder geringerer Vorrath einzelner Erfahrungen und daraus abgeleiteter Regeln ohne inneren Zusammenhang. Erst die Griechen forschten nach der innern Verknüpfung der bereits gewonnenen, aber zerstreuten Wahrheiten und suchten auf ihre sinnige Weise und mit philosophischem Geiste einen festen Boden zu gewinnen für das, was ihr offener, scharf beobachtender Sinn sie bemerken liess: sie waren es zuerst, welche die Lehren der Heilkunst in ein System zu bringen versuchten. Nur mit diesem er-

*) A. a. O. 2ter Thl. S. 150.

**) Plinius fügt in der oben angeführten Stelle noch über das Spiessglanz hinzu: „*Et fluxiones inhibet oculorum, exulcerationesque.*“

wachenden Forschen der Vernunft nach den letzten Gründen der Naturerscheinungen, diesem Bemühen die Regeln des Kunsthandelns auf eine erkannte Nothwendigkeit zurückzuführen, hat überall die wahre Heilwissenschaft beginnen können. So einseitig, so verunglückt solche erste Versuche auch sein müssen, so wenig Befriedigung auch durch alle spätere Zeiten das Bauen von Systemen hat gewähren können, so liegt es doch in der Natur des menschlichen Geistes, diese Phase zu durchlaufen, um zu einer geläuterten fruchtbringenden Ansicht und Bearbeitung einer Erfahrungswissenschaft zu gelangen.

Der griechische Volkscharacter steht in vielen Beziehungen in entschiedenem Gegensatz mit dem ägyptischen. Heiter und mit offenen Sinnen waren die Griechen allen Eindrücken aufgeschlossen, woher sie auch kommen mochten. Von allen Völkern des Alterthums, mit denen sie in Berührung kamen, eigneten sie sich an, was ihnen zusagte. Ihre Bildung erscheint daher nicht als eine ursprüngliche; aber Alles, was sie Fremdes in sich aufnahmen, verarbeiteten sie nach eigenthümlicher Weise, und erst bei ihnen gedieh es zu frischem fröhlichem Leben. Wenn auch in Folge jener Empfänglichkeit für äussere Eindrücke und der Regsamkeit ihres Lebens sie nicht minder Verführungen und phantastischen Verirrungen Preis gegeben waren, so musste doch zuletzt überall ihr entschiedener Sinn für das rein Menschliche und für das Schöne sich Bahn brechen, und so sehen wir denn wahre reine Humanität mit ihrem Einflusse auf die Wissenschaften als volksthümliches Lebenselement zuerst in Griechenland hervorleuchten.

Diese Milde und Humanität des Volkscharacters, welche selbst Hausthiere, wenn sie durch Alter unbrauchbar

geworden, auf öffentliche Kosten verpflegen liess *), musste den Griechen die Ausübung der Heilkunst und die Forschung nach dem, was in Krankheiten heilsam sei, näher rücken. Das Geschäft des Heilens war ihnen ein sehr ehrwürdiges: Homer erhebt die Aegypter besonders wegen ihrer Geschicklichkeit im Heilen. Daher ist es wahrscheinlich, dass die Griechen mit besonderer Vorliebe die Kenntnisse der Aegypter in der Heilkunst sich mögen zu eigen gemacht haben, und so dürfen wir die griechische Heilkunst als eine weitere Fortbildung der ägyptischen betrachten.

Bei ihnen aber vereinigte sich Vieles, um die ägyptische Abgeschlossenheit der Kunst aufzuheben. Schon der Umstand trug dazu bei, dass sie nicht einen einzigen geschlossenen Staat ausmachten, vielmehr eine grosse Anzahl einzelner Staaten bildeten, in denen die verschiedenartigsten Verfassungen obwalteten. Sodann wurden bei ihnen alle Wissenschaften sehr bald Gemeingut; Keiner, dem es mit dem Forschen Ernst war, sah sich davon ausgeschlossen; es gab in ihren sonst so verschiedenartigen Verfassungen keine Kasten, welche auf irgend ein Geschäft ausschliessliches und erbliches Recht hatten; auch ihr Priesterstand vermogte zuletzt nicht, ausser dem Cultus der Götter etwas Anderes für sich allein zu bewahren. Daher, so wie keine Wissenschaft, so war auch die Heilkunst nicht in gewisse Schranken gebannt, vielmehr der freieren Entwicklung aufgeschlossen: es gab nicht, wie bei den Aegyptern, einen Codex, über dessen Vorschriften Niemand hinausgehen durfte. Die Ausübung der Heilkunst war frei gegeben, und den Priestern blieb nichts übrig, als mit anderen Aerzten in Vervollkommnung der

*) Plutarch. Cato major. Cap. 5.

Kunst zu wetteifern, um ihren alten Ruf in der Heilkunst aufrecht zu erhalten.

§. 22.

Auch bei den Griechen, wie in der Kindheit aller Völker, verliert sich die Geschichte der Heilkunst in das Dunkel der Mythe. Ihre heitere Lichtreligion hatte ein grösseres Bedürfniss, unter den unsichtbaren Mächten sich wohlthätige, hülfreiche Wesen zu denken, und früh schon wurden heilende Götter verehrt und angerufen. Zwar finden wir in den frühesten Zeiten ein finsternes System von furchtbaren Mächten in den alten Religionen von Samothrace und Colchis; aber der heitere, gesunde Sinn der Griechen konnte sich bei solchen Vorstellungen nicht befriedigt fühlen. Unvermögend, sich an ein festes Religions-system für alle Zeiten zu binden, nahmen sie aus der Fremde gern auf, was ihrem Character zusagte. So stifteten denn Fremdlinge, welche Künste und Wissenschaft nach Griechenland brachten, hier den sanfteren, heitern Dienst der Asia oder Cybele oder Rhea, und wurden nun selbst als hervorragende Menschennaturen, welche mit den Künsten des Friedens Sühnungen der Gottheit und Heilung der Krankheiten lehrten, verehrt und unter die Götter versetzt.

Als solche Heroen werden vornehmlich die Kabiren genannt, wahrscheinlich aus Phönizien stammend, wo wir sie ebenfalls finden, aber in Griechenland unter edlerer Form und gereinigt von den schroffen, menschenfeindlichen Vorstellungen des phönizischen Cultus. Denn in der samothracischen Religion sind sie reine Symbole tellurischer Kräfte, die Planetenmächte, die in der Erde schaffen, und von den Griechen als heilbringend verehrt. Aehnliches widerfuhr auch den ägyptischen Göttern und Heroen,

deren Dienst von den Griechen angenommen, aber nach dem eigenthümlichen Geiste der Nation umgestaltet und gemildert wurde und sich mit den einheimischen Culten verschmelzen musste.

In dem spätern Göttersysteme, wie es von den Dichtern aus vorgefundenem Stoff geformt wurde, waren Apoll und Artemis die vornehmsten Heilgötter. Sinnbilder der Sonne und des Mondes wurden sie als wohlthätige Gottheiten verehrt, denen man auch das Licht der Wissenschaft dankte. Besonders gilt diess vom Apoll, welcher nicht nur der Heilkunde, sondern auch den übrigen Künsten und Wissenschaften vorstand. Ob man dabei daran dachte, dass die Sonne die gesunde Beschaffenheit der Luft hervorbringe, zugleich aber auch Seuchen? Oder ob die Bedeutung Apoll's als Seuchenbringer und zugleich Helfer in Krankheiten nicht vielmehr tiefer zu suchen ist? *) — Hyginus **) führt den Apollo als denjenigen an, welcher zuerst kranke Augen geheilt habe, eine Sage, welche aus seiner Bedeutung als Gott des Lichts hervorgehen musste, die er in der spätern Mythologie ausschliesslich erhielt. Auch Le Clerc in seiner Geschichte der Medicin findet in dieser Mythe eine Anspielung auf das Sonnenlicht und den dichterischen Ausdruck „Weltauge.“ — Artemis stand besonders den Frauen in ihren Leibesnöthen bei.

Demnächst wurde Pallas Athene als heilende Gottheit verehrt. Zu Athen und Oropus führte sie den Beinamen der Päonischen, welcher auch dem Apoll beigelegt wurde, so wie die Medicin selbst die Päonische Kunst (*παιωνίας σοφία*) hiess ***). Auch als Pallas Hygea

*) Vergl. oben §. 2.

**) Hygin. Fabul. 274.

***) Pausan. I, cap. 2. und 34.

hatte sie in der Acropolis zu Athen einen Altar. In der alten pelasgischen Religion wurde sie als Lichtbringerin verehrt: sie hatte das Licht der Sonne hervorgebracht. Auf alten Bildwerken sieht man sie öfter mit einer Fackel, auch mit einer Lampe. Daher war sie vielleicht die eigentliche Heilgöttin für kranke Augen. Ein zu Athen gefundenes Relief stellt die Athene im Heilgeschäft vor. Sie streckt ihre rechte Hand, worin sie einen Kräuterbüschel hält, gegen drei Hülfbedürftige aus. Der erste scheint am Kopf zu leiden, der zweite ist unverkennbar ein Blinder und der dritte reckt eine lahme Hand hervor *).

Zu Argos befand sich ein Tempel der scharfsehenden Minerva (*ὀξυδερκής*), welchen Diomedes ihr geweiht hatte, aus Dankbarkeit, weil sie ihm einst, als er vor Troja kämpfte, das Dunkel von den Augen nahm **). — In Sparta gab es einen Tempel der Minerva Ophthalmitis, von Lycurgus (ums Jahr 888 v. Chr.) gestiftet. „Dieser, so erzählt Pausanias ***), soll ihn geweiht haben, da ihm eins seiner Augen vom Alcander ausgeschlagen worden war, weil die Gesetze, welche er gab, dem Alcander mißfielen. Lycurgus floh in diese Gegend; und da ihn die Lacedämonier schützten, dass er nicht noch dazu das andere Auge verlor, so stiftete er der Minerva Ophthalmitis einen Tempel.“ — Nach Plutarch †) nannte Lycurg die Göttin Athene Optiletis, da in der dorischen Sprechweise die Augen *ὀπίλοι* hiessen ††).

*) Creuzer a. a. O. Bd. II, S. 743.

**) Pausan. II, 24.

***) Pausan. III, 18.

†) Plutarch. Lycurgus, cap. 11.

††) Wallroth's (Syntagma de Ophthalmologia veterum. Halae, 1818.

Der Stiftung dieses Tempels lag nicht bloss die allgemeine Idee der Lichtgöttin, der Schöpferin des Augenlichts zum Grunde, vielmehr scheint die Minerva als wirkliche Helferin in Augenkrankheiten hier verehrt zu sein. Nach dem Zeugnisse des Plutarch (a. a. O.) behaupten Mehre, namentlich Dioscorides, Lycurg sei zwar am Auge verwundet, doch desselben nicht beraubt worden, vielmehr habe er der Göttin diesen Tempel zum Danke für die Heilung erbauet. In welcher Beziehung indess das fernere Bestehen dieses Tempels zur Ausübung der Heilkunst stand, muss zweifelhaft bleiben, da in den Schriften der Alten kein Beispiel vorkommt, dass hier ein Augenkranker geheilt sei oder Hülfe gesucht habe.

Der Götterarzt Paeon, so zu sagen der Hausarzt des Olymps, der, nach der Homerischen Humanisirung der Gottheiten, die Götter heilt, wenn sie verwundet sind, wie ein menschlicher Arzt, scheint auf die Sterblichen seine Kunst nicht ausgedehnt zu haben. Die menschliche Heilkunst übten und förderten dagegen Heroen, ursprünglich historische Personen, welchen wegen ihrer hervorragenden Natur nach dem Tode göttliche Ehren erwiesen und fortdauerndes hülfreiches Einwirken auf die Menschen beigelegt wurde. Als die berühmtesten unter diesen heilenden Halbgöttern werden Melampus, Chiron, Her-

p. 10.) Auslegung, wonach in dem Beinamen *ὀπιλίτις* die Wörter *ὀπιλίζω* (sehen) und *τίλος* (Wimpern) liegen sollen und Lycurg an einer Krankheit der Augenlider (Tilosis) gelitten haben mögte, welche mit der Zeit den Augapfel ergriff und die Sehkraft trübte, scheint mir zu künstlich und mit den Gesetzen der Sprache nicht übereinstimmend. Hätte Lycurg jenen Fehler der Augenlider, welchen Wallroth hierbei im Sinne hat, auch wirklich gehabt und gekannt, so dürfen wir ihm dennoch schwerlich die Pedanterie zumuthen, ein Epitheton der Göttin daraus gebildet zu haben.

cules, Jason, Orpheus, Musaeus und Linus genannt.

Unter ihnen erscheint insbesondere der Centaur Chiron als der erste irdische Augenarzt. Den Achilles, welchen Chiron erzogen hatte, begleitete auf dem Zuge nach Troja (1194) Phönix, des Amyntors Sohn. „Dieser, so erzählt Apollodor *), war von seinem Vater geblendet worden, weil die Phthia, seines Vaters Beischläferin, ihn fälschlich beschuldigt hatte, er habe sie verführt. Peleus brachte ihn zu Chiron, der sein Augenlicht wiederherstellte.“ — Indess scheint diese Sage, wie Jugler **) richtig bemerkt, spätern Ursprungs, indem Homer, welcher in der Iliade ***) den Phönix seine Lebensgeschichte erzählen lässt, von seinem Erblinden und nachmaligen Heilung durch die Hand des Chiron nichts erwähnt. Vielmehr lässt er ihn durch List seinen Wächtern entfliehen und nach Phthia zum Peleus entkommen.

Am bedeutungsvollsten unter diesen Heroen wurde für die Heilkunst Aesculap, Sohn des Apollo und der Arsinoë, nach andern der Coronis. „In diese, erzählt Apollodor †), habe sich Apollo verliebt und sie sogleich umarmt; sie aber habe, gegen ihres Vaters Wunsch, vorgezogen, mit Ischys, des Elatus Sohn, als Gattin zu leben. Apollo verfluchte den Raben, der ihm diese Botschaft brachte, und machte denselben, der bis dahin weiss gewesen war, schwarz; die Coronis brachte er um. Als sie verbrannt wurde, riss er das Kind aus dem Holzstoss und brachte es zu Chiron, dem Centauren. Bei diesem wurde

*) Apollodor, mythologische Bibliothek. III, cap. 14.

**) Jugler Biblioth. ophthalm. p. 11.

***) Homeri Ilias IX, 438.

†) Apollodor, mythol. Biblioth. B. III, Cap. 10.

der Knabe auferzogen und in der Heilkunde und Jagd unterrichtet. Zum geschickten Wundarzt herangebildet, übte er seine Kunst sehr eifrig und rettete nicht nur Einige vom Tode, sondern weckte selbst schon Verstorbene auf. Er hatte nämlich von der Athene das aus den Adern der Gorgo geflossene Blut bekommen, wovon er das aus den linken Blutadern geflossene zum Verderben, das aus den rechten zum Heile der Menschen anwandte. Und durch das letztere weckte er die Todten auf. Zeus befürchtete, die Menschen mögten durch Aufnahme der Heilkunde einander gegenseitig retten, und erschlug deswegen Jenen mit dem Donner.“ Nach einer andern Sage wurde er von Zeus durch den Blitz erschlagen, weil er den Söhnen des Phoeneus ihr Gesicht wiedergegeben hatte.

Nach seinem Tode wurde Aesculap unter die Götter erhoben und der eigentliche Schutzgott der Heilkunst. In die griechische Vorstellung von ihm mischten sich ägyptische und phönizische Mythen; insbesondere verschmolz mit ihm der phönizische Esmun, der achte der Kabiren, das Symbol der heilbringenden Luft, von der Sonne (dem Apoll als Vater des Aesculap) erwärmt. Dem Aesculap wurden Tempel errichtet zu Megalopolis, Cyrene, Sicyon, Smyrna, Pergamus, Epidaurus, Nicaea, Cnidos, Cos und an andern Orten, und hier lehrten und heilten seine Jünger und Schüler.

§. 23.

So finden wir denn bei den Griechen, eben so wie in Aegypten, die Heilkunst zuerst in den Händen der Priester und nicht minder wie dort nur im Gewande der Mystik und des Aberglaubens hervortretend. Nach Creuzer's sinniger Deutung waren die Priester, als begeisterte Seher, zugleich Aerzte: der Gott, der ihnen die Augen

in die Zukunft öffnet, leitet ihren Blick auch auf die Heilkräuter. *) — Der Aesculapdienst verband mit der Wahrsagekunst auch Magie und Schlangendienst: in den Tempeln des Aesculap wurden Amulette gegen Krankheiten ausgegeben. Saitenspiel gehörte wesentlich zu dieser Heilkunst. Der Arzt und Sänger war zugleich Todtenbeschwörer, worauf die Mythe von den Todtenerweckungen des Aesculap deutet. Chiron, der Meister des Saitenspiels, war des Aesculapius Lehrer. Der Gesang hatte heilende Kräfte und diente, die Phantasie zum Anschauen des Gottes zu erheben. Daher waren Zaubergesänge (*ἐπαοιδαί*) ein wesentliches Stück der alten Heilkunst. Homer singt uns das Beschwörungslied, wodurch das Blut der Wunde gestillt wird.

Diess unwürdige Treiben der Priester bei ihren Heilungen erhielt sich lange in Ansehn: auch in den hellsten Zeiten Griechenlands trieb den grossen Haufen zu diesen Gaukeleien der unwiderstehliche Hang zum Wunderbaren, und begierig ergriff der für fremden Aberglauben so empfängliche Römer diesen magischen Unsinn. So war denn auch hier, wie durch alle spätern Zeiten hindurch, die Heilkunst Quelle und Frucht des finstersten Aberglaubens, und zu keiner Zeit hat sie eine beklagenswerthe innere Verwandschaft mit der Gaukelei verläugnen können.

Die feierlichste Art, die Heilkunst auszuüben, war der Tempelschlaf, *ἐγκοίμησις*, incubatio, und am berühmtesten für diesen heiligen Act der Tempel des Aesculap zu Epidaurus. Zum Grunde liegt diesen Tempelheilungen die Vorstellung, dass Krankheiten von der Gottheit verhängt würden und von ihr allein wieder entfernt werden könnten, und dass im Schläfe der Mensch den Eingebungen

*) Vergl. Aeschylus Prometheus v. 482, wo auch von der Heilung Blinder die Rede ist.

der Gottheit mehr aufgeschlossen sei. „Auch Träume ja kommen von Zeus her“, sagt Homer *). — In den Vorhallen des Aesculaptempels zu Sicyon fand Pausanias **) eine Bildsäule des Traumes und ein Bild des Schlafes, welcher den Beinamen Epidotes, der Wohlthuende, führt und einen Löwen einschläfert.

Die Gebräuche bei den Tempelheilungen waren darauf berechnet, die Einbildungskraft zu erhitzen und einen Zustand von Verzückung hervorzurufen: darin stimmten sie alle überein, wiewohl sie im Uebrigen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Heiligthümern von einander abwichen ***). Um in das Innere des Heiligthums zu gelangen, musste man sich gewissen Reinigungen unterwerfen, eine gewisse Zeit lang fasten, ein Bad nehmen, in welchem der Kranke gerieben und gesalbt wurde. Durch Erzählungen und mystische Worte suchten die Priester nun der Einbildungskraft eine bestimmte Richtung zu geben: die Opfer wurden mit Gebet, Gesängen und musicalischen Instrumenten begleitet. Darauf wurde geräuchert, vielleicht mit narcotischen Kräutern, und auf dem Felle des geopfertem Widders erwartete dann unter Gebet der Kranke die Erscheinung des Gottes und den weissagenden Traum.

Wie schlau die Priester es verstanden, die Träume zu deuten und auf die Träumenden selbst einzuwirken, um ihnen die nöthigen Heilmittel an die Hand zu geben, geht recht deutlich aus Jamblich's †) Erzählung hervor. „Wenn die von Gott geschickten Träume vorüber sind,

*) Homer. Iliad. I, 63.

**) Pausan. II, 10.

***) Sehr ausführlich schildert Sprengel I, S. 214. die Gebräuche beim Tempelschlaf.

†) Jamblich. de mysteriis Aegypt. Sect. 3.

sagt derselbe, so hören wir eine abgebrochene Stimme, die uns lehrt, was zu thun ist. Oft hören wir diese auch im Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen. Bisweilen umhüllt den Incubanten ein Geist, nicht von körperlicher Art, auch nicht durch die Augen, sondern durch irgend einen andern Sinn wahrzunehmen. Nicht selten leuchtet ein sanfter und glänzender Schimmer, bei dessen Anblick die Augen halb geschlossen werden. Diess sind offenbar göttliche Träume, die im Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen geschickt werden.“ — Unwillkürlich wird man hierbei an eine Erscheinung unserer Tage erinnert, ich meine an den thierischen Magnetismus und das mit Geistern, ja mit Christus selbst in Verbindung bringende Hellsehen der Somnambülen.

Wenn es dem Kranken an der erforderlichen Gemüthserhebung und Weihe fehlte, so träumten statt seiner auch wohl die Priester, welche überhaupt das Geschäft übernahmen, die Träume auszulegen. Doch waren bei den Griechen diese Traumheilungen nicht, wie bei den Aegyptern, auf die Tempel beschränkt; die Götter erschienen auch sonst im Traume und gaben Heilmittel an: und es offenbart sich hierin schon ein anfangendes Loslösen von den Priesterbanden. Als Pericles die Propyläen bauen liess, stürzte einer seiner Haussclaven, der ihm sehr lieb war, von der Höhe des Gebäudes herab. Da erschien Minerva dem Pericles im Traume und zeigte ihm das Kraut an, wodurch jener geheilt wurde. Diess Kraut hiess seitdem das jungfräuliche (*παρθένιον*) und ward auf der Acropolis zum Andenken gezogen *).

Dass durch den Tempelschlaf auch Augenkranke

*) Plin. H. N. XXII, 20.

Genesung suchten, geht aus dem Aristophanes *) hervor, welcher den Plutus, nachdem er erblindet war, in dem Tempel des Aesculap durch Incubation von seiner Blindheit befreit werden lässt. Nähere Angaben indess, durch welche Mittel Augenübel hier gehoben wurden, wie wir solche im Betreff einzelner anderer Krankheiten besitzen, sind uns nicht aufbehalten.

§. 24.

Die Söhne des Aesculapius waren jene beiden Heldenärzte vor Troja, Machaon und Podalirius, beide, gleich dem Vater, von Chiron in der Heilkunst unterwiesen. Als besonders geschickt galten sie in der Behandlung von Verletzungen und Wunden: um das Geschoss herauszuziehen, gebrauchten sie auch das Messer. In Abwesenheit des selbst verwundeten Machaon leistete Patroclus dem schwer verwundeten Eurypilus Hülfe,

....., schnitt mit dem Messer den scharfen
Schmerzenden Pfeil aus dem Schenkel; auch rein mit laulichem
Wasser
Spült er das schwärzliche Blut; dann streut' er die bittere
Wurzel
Drauf, mit den Händen zermalmt, die lindernde, welche die
Schmerzen
Alle bezwang; und es stockte das Blut in erharschender
Wunde.“ **)

Podalirius soll den Aderlass erfunden haben. Syrna, die Tochter des Königs Damoethus von Karien, war vom Dache gefallen: Podalirius öffnete ihr an beiden Armen eine Ader, rettete sie dadurch und bekam sie zur Ehe.

Innere Krankheiten behandelten sie wahrscheinlich nicht: nur nach einer spätern unbegründeten Sage sollen

*) Aristophanis Plutus. Act. II, Scena 3 et 6. Act. III, Sc. 1 et 2.

**) Homeri Iliad. XI, 843.

sie sich so in die Heilkunst getheilt haben, dass Machaon die Chirurgie, Podalirius die Therapie übte. Wie unvollkommen ihre Heilkunst, insbesondere ihre Diät bei Verwundungen war, ergibt sich aus Homer *) Dem verwundeten Machaon reichte Nestor trunkeinladende Zwiebeln und ein Weinmus aus pramnischen Wein, Ziegenkäse und Mehl.

Dem Machaon wurden Tempel errichtet, in denen Kranke Hülfe suchten. Seine Söhne übten gleichfalls die Heilkunst aus und wurden die Väter eines Stammes, welcher sich ausschliesslich dem Tempeldienste ihres Ahns, des Aesculapius, und der Ausübung der Heilkunst widmete. Dieser Asclepiadenstamm bildete, gleich den ägyptischen Priestern, eine eigne Priesterkaste, welche die Heilkunst ihrer Ahnen als erbliches Gut erlernte und ausübte und durch einen Eid verpflichtet war, das Geheimniss derselben keinem Ungeweihten mitzutheilen. Die Lex Hippocratis schliesst mit folgender Stelle: „Da diess (die Heilwissenschaft) heilige Dinge sind, so werden sie nur Geweihten eröffnet; Unrecht ist es, sie Profanen zu offenbaren, bevor diese in das Heiligthum der Wissenschaft eingeweiht sind.“ — Nach dem Eide des Hippocrates gelobte der Arzt, nur den Kindern seiner Lehrer, seinen eignen und den Schülern, welche auf das ärztliche Gesetz geschworen haben, sonst aber Niemandem, die Lehren der Heilkunst mitzutheilen. —

Anfangs beschränkte sich diese ärztliche Priesterinnung auf das Geschlecht der Asclepiaden; später aber, wie Galen **) erklärt, und auch aus der eben angeführten Stelle im Eide des Hippocrates hervorgeht, wurde nach-

*) Homeri Iliad. XI, 630.

**) Galen administr. anat. lib. 2.

gegeben, dass auch Fremdlinge, wenn sie die nöthige Weihe erhalten hatten, Theil an diesen Familienkenntnissen nahmen, wodurch die Wissenschaft allmählig gemeinnütziger wurde. Der eigentliche Stamm der Asclepiaden starb mit Diocles von Carystus bald nach Hippocrates aus. — Diese Priesterärzte lebten von den Einkünften ihrer Tempel und den Geschenken der Hülfesuchenden. Pausanias *) erzählt von einer geweihten Quelle unfern des Tempels zu Oropus, welche man die Quelle des Amphiaraus nannte: „Wenn Jemand nach einem erhaltenen Orakelspruch von einer Krankheit geheilt worden ist, so ist es Gebrauch, dass er gemünztes Silber und Gold in die Quelle wirft.“ —

Die Asclepiaden trieben vorzugsweise Tempelheilkunst, welche sich bis zu den spätesten Zeiten und selbst noch unter den Römern beim Volke in Ansehen zu erhalten wusste, aber freilich, nachdem durch Hippocrates und die Bestrebungen der Philosophen die Wissenschaft Gemeingut geworden war, zur eitlen Gaukelei betrügerischer Priester herabsank. In den frühern Jahrhunderten dagegen verdient sie unsere Achtung, indem sie die Entwicklung der wahren Wissenschaft vorbereitete, welche vorzugsweise aus ihr hervorgegangen ist. Es vereinigte sich nämlich bei den Griechen Manches, was der bei andern Völkern herrschenden Abgeschlossenheit des Priesterthums widerstrebte, und der edlere nach Wahrheit und Licht strebende Sinn der Griechen konnte sich auch in ihren Priestern nicht ganz verläugnen.

§. 25.

Die ersten Anfänge dieser alten griechischen Heil-

*) Pausan. I, 34.

kunst waren freilich sehr mangelhaft, wie wir schon aus den oben mitgetheilten Versen des Homer ansehen. Nach Plutarch *) bestand sie grössten Theils in der Anwendung von Wurzeln und Kräutern; doch gebrauchten die Griechen schon das Messer und thaten es hierin namentlich den Aegyptern zuvor. Insbesondere aber musste ihr offener Sinn für die Natur und ihre Beobachtungsgabe bald die Masse ihrer Kenntnisse vermehren. So sollen sie, der Sage nach, manches heilkundige Verfahren von Thieren gelernt haben. Dem Hunde soll man das Erbrechen, dem Nilpferde den Aderlass, dem ägyptischen Ibis die Anwendung von Klystiren abgesehen haben **).

In der Augenheilkunst galten die Schlange, die Ziege und die Schwalbe als Lehrmeister. Wenn im winterlichen Versteck das Gesicht der Schlange verdunkelt ist, so bestreicht sie ihre Augen mit dem Saft des Fenchelkrauts und belebt sie dadurch von Neuem ***). — Von der Ziege erzählt Aelian †) folgendes: „Die Ziege erwies sich nützlich durch die Heilung jener Verdunkelung (*ἀχλὺς*) der Augen, welche die Söhne des Aesculap Unterlaufung (*ὑπόχυσις*) nennen. Die Menschen sollen nämlich von ihr folgendes Heilmittel gelernt haben. Wenn die Ziege merkt, dass ihr Auge sich verdunkelt, geht sie zu einem Dornstrauch, nähert ihr Auge einem Stachel und sticht es damit. Als bald fliesst die Feuchtigkeit aus, doch bleibt die Pupille unverletzt und die Ziege sieht sogleich, ohne hierzu irgend einer menschlichen Weisheit und Wundarzneikunst

*) Plutarch. Symposion lib. II, quaest. 1.

**) Diese, so wie noch andere Heilinstincte der Thiere, führt Plinius an. H. N. VIII, cap. 40.

***) Plin. H. N. VIII, c. 41.

†) Aelian de Natura Animalium. Lib. VII, cap. 14.

zu bedürfen.“ Auch Plinius *) gedenkt dieser Kunstfertigkeit der Ziegen: Unterlaufene Augen (Oculos suffusos), bemerkt er, befreie die Ziege durch das Einstechen einer Binse, der Bock durch einen Dorn, vom Blute. Galen **) erwähnt dieselbe Sage von der Ziege und dem Binsenstachel, welche sogar in nachfolgendem kleinen Epigramm des Antiphilus ***) besungen worden ist:

„Sehend wurde die Geis, da sie ging von der Weide zum Dornstrauch.

Früher des Lichtes beraubt, schaut sie nun munter umher;

Denn ihr hatte das Auge des Dornes Spitze getroffen.

Siehe! Da wirkt der Strauch kräftiger noch, wie die Kunst.“ —

Dass man im Alterthum der Meinung gewesen sei, wie Jugler †) angibt, diese Beobachtung habe zur Niederdrückung der verdunkelten Krystalllinse Anlass gegeben, geht aus den eben angeführten Stellen nicht hervor. Triller ††) bezieht sie, wie es scheint mit mehr Recht, auf die im Alterthum vielfach geübte Aufritzung (Scarification) der Augen.

Die Schwalben heilen, nach Dioscorides †††), von einem merkwürdigen Instinct getrieben, mit dem Chelidonium ihre Jungen, wenn eins derselben an den Augen erkrankt oder erblindet ist. Dasselbe erzählt Plinius ††††).

*) Plinius, Hist. Nat. VIII, 74.

**) Galen, Introductio de Medicina. Cap. 1.

***) Anthologia Graeca. Libr. VI, cap. 29. Obige Uebersetzung ist von Adolph Andreae, Schüler am Kloster Unserer lieben Frauen in Magdeburg.

†) Jugler, Bibliothec. ophth. p. 12.

††) Vergl. D. W. Triller, de scarificationis oculorum historia, antiquitate et origine. In: ej. Opusc. med. et medicophilol. Vol. I, p. 490. Francof. et Lips. 1766.

†††) Dioscorides, Lib. II, c. 211.

††††) Plin. H. N. VIII, cap. 41.

Ob das Kraut von dieser Sage seinen Namen erhalten hat, da die Schwalbe im Griechischen *χελίδων*, heisst, oder ob die zufällige Verwandschaft der Namen der Pflanze und des Vogels jene Tradition hervorgerufen haben mag, muss unentschieden bleiben. Der Saft des Chelidonium wurde von den alten Aerzten vielfältig als Augenmittel zur Schärfung des Gesichts gerühmt *), so wie er auch noch in der neueren Zeit innerlich und äusserlich zur Zertheilung des beginnenden grauen Staars empfohlen worden ist und noch öfter gegen Hornhautflecke angewandt wird. Aber wegen ihres scharfen Gesichts gebrauchte man auch die Schwalben als Augenmittel zur Schärfung der Sehkraft, insbesondere, nach Paul von Aegina **), ihre zu Asche gebrannten Schnäbel, mit Honig zu einer Augensalbe gemacht. Man sieht hieraus, auf welchen Wegen man Heilmittel suchte und wie wenig Critik man bei Beurtheilung ihrer Wirksamkeit anwandte.

§. 26.

Wie schon erwähnt, lag es in der Volksthümlichkeit der Griechen, dass selbst die Priesterweisheit sich nicht in Abgeschlossenheit halten konnte: von den Fortschritten der allgemeinen Volksbildung wurde auch sie mit fortgerissen: sie durfte, ohne ihr Ansehn einzubüssen, nicht zurückbleiben hinter den Philosophen, ihren Forschungen über die Natur und ihren Fortschritten in der Heilkunst. Schon durch äussere Nothwendigkeit wurden die Asclepiaden daher zur sorgfältigen Benutzung der ihnen reichlich zugeführten Gelegenheit zum Beobachten gedrängt. Diese Beobachtungen wurden aufgezeichnet, an-

*) Plin. XXIV, cap. 8.

**) Paul. Aegin. L. VII, c. 3.

fänglich auf Denksäulen. Pausanias *), indem er den Tempel des Aesculap zu Epidaurus beschreibt, erzählt: „Innerhalb der Einfassung standen Denksäulen, in alten Zeiten mehre; zu meiner Zeit waren noch sechs übrig: auf diesen stehen Namen von Männern und Weibern geschrieben, welche vom Aesculapius geheilt worden sind, und ausserdem noch die Krankheit, an welcher ein Jeder gelitten hat und wie er geheilt worden ist.“

Später schrieb man diese Beobachtungen auf Tafeln und bewahrte und nutzte sie als einen Schatz zur Förderung der Wissenschaft und Kunst. Solche Sammlungen wurden in jedem Aesculaptempel angelegt: die verschiedenen Priesterinnungen bildeten, auf jene gestützt, gewissermassen verschiedene Schulen, welche mit einander wetteiferten **) und eben dadurch nicht wenig zur würdigern Gestaltung der Kunst beitrugen. Besonders waren es die zu Cos und Cnidos, welche mit glücklichem Erfolge die Heilkunst bearbeiteten, sich allmählig des priesterlichen Kastengeistes entäusserten und die Arzneikunst in das Leben eingeführt haben. Auf den Umfang und die Verschiedenheit ihrer Lehren und ihrer Leistungen in der Augenheilkunde werde ich später zurückkommen.

In den Tempeln des Aesculap versammelten sich die ärztlichen Priester und hielten ihren eingeweihten Schülern Vorlesungen, eine Sitte, welche im Alterthum sehr verbreitet und schon mit dem phönicischen Aesculap nach Griechenland gekommen war. Noch zu den Zeiten der Römer fand sich dieser Gebrauch zu Carthago im Tempel des Heilgottes Esmun, des achten Kabiren.

Aus dem Tempeldienst zog die Heilkunst noch da-

*) Pausan. II, 27.

**) Vergl. Hecker, Gesch. d. Heilk. Bd. 1. S. 63.

durch Gewinn, dass nach der Volkssitte erprobte Heilmittel aus Dankbarkeit in den Tempeln niedergelegt und daselbst ihre Bereitung und Anwendung auf Säulen oder Votivtafeln verzeichnet wurde. Daraus bildete sich gewissermassen ein Codex medicamentarius, eine Sammlung von Heilformeln. So fand der Kaiser Hadrian in einem Tempel zu Ephesus die Vorschrift eines Augenmittels, welche ein Goldschmied dem Tempel vermacht hatte. Es sollte denen noch helfen, die an so schlimmen Augenkrankheiten litten, dass sie von aller menschlichen Hülfe verlassen waren. Hadrian machte es bekannt *). Auch Instrumente wurden den Tempeln geschenkt: so befand sich, nach dem Zeugniß des Erasistratus **), ein bleiernes zum Zahnausziehen (Odontagogum) im Tempel des Apoll zu Delphi.

Genesene liessen die Glieder, an denen sie gelitten hatten, aus Gold, Silber, Erz oder Elfenbein nachbilden oder durch ein Gemälde darstellen und weihten sie dem Gotte, der ihnen geholfen, indem auf einer Inschrift ihr Dank und gewöhnlich auch das heilbringende Mittel ausgedrückt war. Solche sogenannte Anathemata oder auch metallene Votivtafeln mit Inschriften hat man in den Ueberresten der Aesculaptempel mehre gefunden, worunter auch einige, welche sich auf die Heilung von Augenkrankheiten beziehen. Doch sind die von Gruter ***), und Hundertmark †) aufgezeichneten aus einer spätern Periode, namentlich aus der römischen Kaiserzeit, wess-

*) Aëtii tetrabibl. Lib. 7.

**) Coelii Aureliani, morb. chron. II, c. 4.

***) Gruter, Thesaurus inscriptionum. 1602.

†) Hundertmark de incrementis artis medicae per expositionem aegrotorum in vias publicas et templa. Lips. 1749. 4.

halb hier nur im Vorbeigehen ihrer gedacht werden kann. In einer Note bei Sprengel *) finde ich noch folgende Notiz: „Dodwell (classical tour through Greece 1. pag. 403) hat ein solches Anathem, wo man ein operirtes Auge sieht, bei Athen gefunden.“ Die citirte Reisebeschreibung selbst habe ich nicht vergleichen können.

§. 27.

Die Bemühungen der Asclepiaden waren es aber nicht allein, welche den ersten Grund zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Heilkunde legten und zu ihrer Entwicklung beitrugen. Unter den Völkern des Alterthums waren die Griechen die ersten, welche, so wie die Wissenschaft überhaupt, so insbesondere die Heilkunst den Händen der Priester entwandten und von den Banden des Aberglaubens befreiten. So reich und beweglich auch ihre Phantasie war und der Schwärmerei nicht abhold, so besaßen sie doch zugleich einen offenen Sinn für die Natur und für den Ernst der Wahrheit. Ihr ganzes Wesen und ihre aus demselben hervorgegangenen Staatseinrichtungen gestatteten es nicht, irgend ein Feld der Geistes-thätigkeit einer bevorrechteten Kaste ausschliesslich zu überlassen. Die Forschung nach Wahrheit musste Jedem möglich, ihre Ergebnisse Gemeingut sein.

Dieser Sinn der Forschung und Prüfung begründete die Wissenschaften in ihrer wahren Würde. Was dem anfangs engen Gebiete der Naturwissenschaft an That-sachen der Beobachtung abging, musste die Reflexion ersetzen, welche den Grund der Dinge und der einzelnen Erscheinungen zu erforschen trachtete. Diess wissenschaftliche Streben vereinigten sie unter dem Namen

*) Sprengel, Geschichte der Arzneik. Bd. 1. S. 231.

„Weisheit“ (Philosophie), und Freunde der Weisheit, Philosophen, waren es, welche ihre Forschungen auch auf den Menschen, seine Krankheiten und deren Abhülfe richteten. So war denn die Medicin bei ihnen anfangs ein Theil der Philosophie, und es ist nicht zu verkennen, dass diese Verbindung wesentlich dazu beigetragen hat, jenen finstern Aberglauben und jene Widersinnigkeiten zu zertrümmern, worin bis dahin die Heilkunst lag, und wozu sie, wie leider die Geschichte aller Zeiten uns lehrt, eine so entschiedene Neigung hat.

Wäre sie freilich den Philosophen allein überlassen geblieben, so würde sie sich schwer von jener Einseitigkeit entfernt haben, welche ihr die vorzugsweise Geltung der Speculation bei der Spärlichkeit des Thatsächlichen verleihen musste: sie würde vielleicht eben so unpractisch und abentheuerlich geblieben sein, als ein grosser Theil der philosophischen Theoreme, welche ihre Basis bilden sollten. Auf welchem Wege man die Wahrheit suchte, zeigt sich am treffendsten in der Sage vom Democritus. Dieser im Alterthum als Denker und Naturphilosoph so berühmte Abderit soll, um seinen Betrachtungen desto ungestörter nachhängen zu können, in der letzten Zeit seines Lebens durch Blendung mittelst eines glänzenden Schildes, den er gegen die Sonne gestellt, sich des Sehvermögens beraubt haben *).

Eine Zeitlang liefen diese beiden Wege, das Reich der Erkenntniss zu erweitern, neben einander und ganz von einander geschieden. Lange aber konnte ihre Trennung nicht dauern, unvermerkt musste die Vernunftanschauung etwas vom dem Thatsächlichen der einfachen Beobachter in sich aufnehmen, und gegentheils in der

*) Gell. Noct. Att. X, c. 17.

nackten Empirie das Bedürfniss erwachen, nach dem innern Zusammenhange und dem Grunde der einzelnen Erscheinungen zu forschen. Allmählig gingen nun beide Wege in einander, und erst aus dieser Vereinigung blühte die wahrhaft rationelle Heilkunst empor. Der Mann aber, welchen wir als den Vermittler dieser Vereinigung und als den wahren Schöpfer der wissenschaftlichen Heilkunst bezeichnen und verehren müssen, war Hippocrates. Mit ihm schliesst sich diese Periode der Vorbildung, mit ihm hebt eine neue lichtvollere Blüthezeit für unsere Kunst an.

§. 28.

Verfolgen wir inzwischen das Streben der ältesten griechischen Philosophenschulen, so weit es auf Förderung der Heilwissenschaft gerichtet war, und insbesondere die, wenn gleich zerstreuten Spuren ihrer Augenheilkunde *). Die ältesten philosophischen Schulen trugen selbst noch Vieles vom Priestergeiste an sich: so besonders die Pythagoräer, diese echten Lehrjünger der ägyptischen Priester. Beinah 200 Jahre vor Hippocrates stiftete Pythagoras, nach dessen philosophischem Systeme die Arzneikunde nicht nur einen nothwendigen Theil der Philosophie, sondern auch der Staatskunst ausmachte, nach dem Vorbilde der ägyptischen Priesterweisen, einen Orden, der Einsamkeit, Schweigen, Mässigkeit und Gehorsam gegen den Stifter als Hauptpflichten anerkannte und dieselben beschwören liess. Seine Philosophie hatte etwas Geheimnissvolles, die Darstellung derselben viel Symbolisches, wesshalb sie bei seinen Nach-

*) Vergl. Hecker's treffliche Darstellung des Einflusses griechischer Philosophen auf die Entwicklung der Heilkunst im ersten Band seiner „Geschichte der Heilkunde.“

folgen zum unverständigen Mysticismus ausartete. Er benutzte Sühnungen, Opfer und Gebete als Heilmittel und verband die Ausübung der Heilkunst mit religiösen Gebräuchen. Auch die Musik wandte er gegen Krankheiten an. Besondern Werth legte er auf Diätetik; schneidender und brennender Werkzeuge aber enthielt er sich gänzlich und bekundete durch beides den ägyptischen Ursprung seiner Weisheit.

Für die Heilkunst ist er besonders wichtig, indem er die Schule der Crotoniatischen Aerzte stiftete, welche eine Zeit lang die berühmtesten in Griechenland und die ersten waren, welche die Heilkunst, getrennt von der Priesterinnung, als besondere Fachwissenschaft studirten und ausübten. Das erste Beispiel eines besoldeten Arztes bietet uns Democedes aus Croton, welcher in Aegina von der Volksgemeine ein Talent (1375 Thlr.) als Jahrgehalt erhielt, darauf später von den Athenern jährlich 100 Minen (2300 Thlr.), endlich am Hofe des Polycrates zu Samos (525 Jahre vor Christi Geburt) eine jährliche Besoldung von zwei Talenten (2750 Thlr.) bezog. *) Eben dieser Democedes liefert zugleich den Beweis, dass selbst in der pythagoräischen Schule über den Geist der priesterlichen Abgeschlossenheit der Geist des Fortschrittes, der aus der griechischen Volksthümlichkeit hervorspross, die Herrschaft übte. Denn wir finden jenen Arzt am Hofe des Darius **) mit chirurgischen Curen beschäftigt.

Nach Pythagoras Theorie bewirken die 4 Elemente die verschiedenen Sinnesempfindungen; der Aether, als der Urquell aller höhern Thätigkeiten im Körper und von welchem, nach seiner Vorstellung, die Seele ein abgeris-

*) Herodot II, 131.

**) Vergl. oben S. 47.

sener Theil ist, macht das Sehen; das luftige Element wirkt im Gehör, das feurige im Geruch, das Feuchte im Geschmack und das Erdige im Getast. Er soll nach Plinius *) ein Werk über die Heilkräfte der Kräuter geschrieben und nach dem Zeugnisse desselben Schriftstellers **) die Bemerkung gemacht haben, dass die Raute den Augen schädlich sei, was aber Plinius als irrthümlich bestreitet, weil Bildhauer und Maler sie gerade der Gesundheit ihrer Augen wegen essen, und in gleicher Absicht, der Sage nach, auch die Waldziegen.

So nennt auch Ovid ***) die Raute augenstärkend. Aemilius Macer, ein grosser Verehrer der Raute, sagt von ihrer Wirkung auf die Augen: „Cruda comesta recens oculos caligine purgat.“ Die Salernitanische Schule hat folgenden Spruch:

„Nobilis est ruta, quia lumina reddit acuta:

Auxilio rutae, vir lippe, videbis acute.“

Rosenstein und Chomel rühmen den ätherischen Dunst der Raute als örtliches Augenmittel gegen Augenschwäche, besonders die von anhaltendem Lesen verursachte. Da die Raute viel Bitterstoff enthält, so ist es indess nicht unmöglich, dass der anhaltende Genuss derselben, wie vieler anderer bittern Pflanzen, den Nerven der Augen nachtheilig sei.

Unter den Schülern des Pythagoras wird Almaeon für den ältesten Anatomen gehalten, und wenn gleich er allem Vermuthen nach nur Thiere zergliederte, so scheint er doch der Erste gewesen zu sein, welcher mit wissenschaftlichem Sinn diese Untersuchungen

*) Plin. H. N. XXV, cap. 5.

**) Plin. H. N. XX, cap. 51.

***) Remed. Amor. v. 801:

„Utilius sumas acuentes lumina rutas.“

anstellte *). Insbesondere soll er über den Bau der Augen sehr unterrichtet gewesen sein **).

Empedocles von Acragant (geb. 504), ein selbständiger Denker und der berühmteste Naturphilosoph des Alterthums, beschäftigte sich auch mit Untersuchungen über die physische Natur des Menschen und über Krankheiten. Bei der Heilung der Krankheiten liebte er, gleich dem Pythagoras, gottesdienstliche Gebräuche; er hüllte sich geflissentlich in ein mystisches Dunkel und sah es gern, dass man ihn als einen Vertrauten der Götter verehrte. Gleich der Medicin des Pythagoras hatte sich auch die seinige von ihrer Verwandtschaft mit der Priesterweisheit noch nicht lossagen können. Seine Philosophie gründet sich auf atomistischer oder Elementartheorie und nähert sich in Einigem der pythagoräischen, in Anderem der eleatischen Schule.

Bemerkenswerth für unser Thema ist seine Physiologie der Sinne. Bei den sinnlichen Wahrnehmungen werden die Ausflüsse der Dinge in die Poren (*τὰ ποῖλα*) der Sinne aufgenommen, nach der Verwandtschaft, welche die Elemente in den Sinneswerkzeugen mit den Elementen in den empfundenen Dingen haben. Durch das Weltall ist ein Licht verbreitet, welches den sichtbaren Gegenständen anhängt und in die Augen überströmt. Durch die Vereinigung dieser vom Auge aufgenommenen fremden Ausflüsse (*ἀπορροαί*) und des aus dem Auge ausströmenden Lichtes, daher durch die Mischung der Bilder und der Stralen des Auges, entsteht das Sehen.

Eine ähnliche Theorie lehrte **Democrit** von Abdera, ein Zeitgenosse des Hippocrates, als tiefer Denker und

*) Plutarch hist. philos. IV, 16—18.

**) Chalcidion Comment. in Platon. Timaeum, p. 340. ed. Manesii.

Naturphilosoph berühmt. Auch er erklärt aus der Elementarverwandschaft das Empfinden des durch die Sinne Aufgenommenen. Jeder Körper sendet seine feinsten Atome aus, die das Urbild (*εἶδωλον*) seiner Gestalt zusammensetzen und überall umherschweben. Indem diese zu unsern Sinnen gelangen, vermitteln sie die sinnliche Wahrnehmung; denn wir sehen nicht den Körper selbst, sondern nur das von ihm abgelöste und vermittelt der Augen von unserm Geist aufgefasste Bild desselben. Diejenigen Idole der Körper, die zum Sehen geeignet sind, haben eine wässerige Natur, und vereinigen sich desshalb mit dem Wasser des Auges, wodurch die Seele die Bilder auffasst: die hörbaren Theile sind luftiger Art und verbinden sich mit der im Ohr enthaltenen Luft *). — Democrit beschäftigte sich auch mit der ausübenden Heilkunst: so soll er die Galle der Hyäne als Augenmittel angewandt haben.

Sein einziger Schüler, Diagoras von Melos, bekannt durch seinen Unglauben an die Götter, übte ebenfalls die Arzneikunst aus. Nach dem Zeugnisse des Erasistratus beim Dioscorides soll er den Gebrauch des Opiums beim Augentriefen verworfen haben, weil es die Sehkraft schwäche und abstumpfe. Nach Aëtius**) soll er ein Augenmittel unter dem Namen Collyrium diarrhodon magnum erfunden haben.

§. 29.

Neben den Asclepiaden und Philosophen gab es im alten Griechenland noch eine dritte Art von Aerzten, welche unabhängig von Religion und Philosophie auf eine verständige

*) Vergl. Hecker, Gesch. d. Heilk. Bd. 1.

**) Aëtii Tetrabibl. VII, c. 108.

Empirie ihre Kunst gründeten. Diess waren die Gymnasten. Zunächst durch das Bedürfniss hervorgerufen, bei den durch Volkssitte gebotenen Leibesübungen und Wettkämpfen vorkommende Verletzungen zu heilen und Schaden abzuwenden, zogen sie sehr bald die Diätetik in den Kreis ihrer Beschäftigungen. Die innere Verwandtschaft lag sehr nahe: das Ziel der Gymnastik war Stärkung und Vervollkommnung des Körpers und diess Ziel konnte nicht ohne eine geregelte Lebensordnung erreicht werden.

Der Wirkungskreis dieser gymnastischen Aerzte war zwar beschränkter, zur wirklichen Wissenschaftlichkeit erhoben sie sich wahrscheinlich niemals; aber sie thaten den Asclepiaden dennoch Abbruch, indem sie auch andere Kranke in die Gymnasien zogen. Eben diess nöthigte die Asclepiaden, der Diätetik mehr, als es bisher von ihnen geschehen war, Aufmerksamkeit zu widmen *), und so trugen auch die Gymnasten wesentlich zur Förderung der Heilkunde in ihrer Gesammtheit bei. Ueber Leistungen der Letzteren in der Augenheilkunde ist uns nichts bekannt geworden; jedoch förderten sie die Chirurgie im Allgemeinen, bildeten chirurgische Technik aus und sind in sofern wenigstens indirect für die chirurgische Augenheilkunde von Wichtigkeit geworden.

§. 30.

Suchen wir uns ein Bild zu verschaffen von dem Stande, welchen die altgriechische Heilkunde und demnächst auch die Augenheilkunde gegen das Ende des vorbezeichneten Zeitabschnittes einnahm, so werden wir das-

*) Hippocrates (*περὶ διαίτης ὁξέων*) klagt, dass die Alten nichts Bemerkenswerthes von der Diät aufgezeichnet und dieselbe, wiewohl sie höchst wichtig sei, übergangen haben.

selbe hauptsächlich aus den Leistungen der Asclepiaden zusammensetzen müssen, da wir diese vorzugsweise als Begründer und Träger einer wissenschaftlichen Medicin anzuerkennen haben. Bei ihnen erhielt die Kunst ein regeres Leben: nicht nur mussten sie es anderen Aerzten zuvorthun, um ihre Tempel in Ansehn zu erhalten, sondern die verschiedenen Priesterschaften wetteiferten auch gegenseitig.

Als solche Nebenbuhler werden besonders die cnidische und die coische Schule bezeichnet, wovon jede ihre eigenthümlichen Prinzipien befolgte. Wenn die Cnidier, wie aus den Urtheilen des Hippocrates hervorzugehen scheint, die Krankheitslehre fast zu einer blossen Casuistik der Krankheiten zersplitterten, und in dieser Beziehung den Coern an wissenschaftlichem Sinn bedeutend nachstanden, so waren sie dagegen thätiger in der Therapie und verschmäheten eingreifende, selbst gewaltsame Mittel nicht. Der Cnidier Euryphon gebrauchte das Glüheisen im Empyem. Auch diese Schule trug das Ihrige dazu bei, die Heilkunst von Priesterfesseln zu befreien und ins Leben einzuführen.

Höher jedoch stand die coische Schule, und dieser gebührt ganz besonders das Verdienst, die Heilkunst zur Wissenschaft erhoben zu haben. Aus ihr ging Hippocrates hervor: und es liegt in der Natur der Sache, dass dieser Heros der Heilkunde die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Grösse bereits vorgefunden haben muss. Schon im Alterthum galt die Meinung, dass seine Schriften zum Theil aus den im Tempel zu Cos aufgehängten Weihtafeln und aufgezeichneten Beobachtungen hervorgegangen seien *).

*) Plin. H. N. XXIX, 2.

Wenn die Geschichte uns nur wenige Namen ausgezeichneter Aerzte aus dem Asclepiadenstamm aufbehalten hat, so ist daraus keineswegs zu folgern, dass nicht einzelne Mitglieder desselben besonders glücklich in Ausübung und Förderung der Heilkunst sollten gewesen sein und das Ihrige redlich beigetragen haben, um die Wissenschaft auf denjenigen Standpunkt zu erheben, welchen Hippocrates vorfand. Das Wesen der Kaste brachte es aber mit sich, dass das Individuum in der Gesammtheit verschmolz und verschwand, und so erscheint die Klage des Plinius *) sehr ungerecht, dass von dem trojanischen bis zum peloponnesischen Kriege (von 1184 bis 431 vor unserer Zeitrechnung) die Heilkunst in finsterer Nacht gelegen und nun erst vom Hippocrates wieder ans Licht gezogen sei. Einige Namen sind uns dennoch erhalten: aus der cnidischen Schule der oben genannte Euryphon und Ctesias, ein Zeitgenosse des grossen Hippocrates; aus der coischen Nebrus, ums Jahr 580, dessen Sohn Gnosidicus, sein Sohn Hippocrates I, dessen Sohn Heraclides, Vater von Hippocrates II, welcher als der leuchtende Stern des Asclepiadenstammes und der eigentliche Stifter der Heilwissenschaft den Beinamen des Grossen erhielt.

Unter den Schriften, welche unter des Hippocrates Namen auf uns gelangt sind, befindet sich ein Buch, welches die Aufschrift coische Vorhersagungen (*Κωακαὶ προγνώσεις*, Coacae praenotiones) führt. Dasselbe enthält in 648 kurzen Sätzen viel Unsicheres, Halbwahres oder ganz Falsches, zum Theil in dunkler, vernachlässigter, schwerfälliger Sprache, und steht den Aphorismen des Hippocrates, welche zum Theil dieselben Gegenstände be-

*) Plin. a. a. O.

handeln, sowohl an Schärfe und Gewandheit des Ausdrucks, als an Wahrheit der Aussprüche bedeutend nach. Da diese Aphorismen als ein unbestreitbar echtes Werk des Hippocrates anerkannt werden müssen, so wurden jene schon im Alterthum allgemein für ein unechtes untergeschobenes Werk gehalten.

Grimm sprach zuerst die Vermuthung aus, dass diese coischen Pränotationen unter den coischen Aerzten lange vor dem grossen Hippocrates vorhanden waren und eben die Schriften sind, die in dem Tempel des Asclepias zu Cos verwahrt gelegen haben und von ihm in seinen echten Werken verbessert worden sind. Diese Meinung fand späterhin allgemeinen Beifall. Petersen *) versuchte selbst den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem diese Sammlung aus den im Tempel aufgezeichneten Beobachtungen und Weihtafeln zusammengestellt wurde, und nahm dafür das Jahr 530 an, wogegen Hippocrates seine ersten Schriften, nämlich die Vorhersagungen (*προγνωστικόν*) und das Buch von den Kopfwunden im Jahre 436 oder nach der Meinung Anderer ums Jahr 420 vor Christi Geburt verfasst haben soll. Nach Andern werden die coischen Vorhersagungen einem älteren Hippocrates, dem Sohne des Gnosidicus, zugeschrieben, welchen man als Hippocrates I. bezeichnet, um ihn von seinem berühmteren Nachfolger, dem Sohne des Heraclides, welcher vorzugsweise Hippocrates Magnus oder II. genannt wird, zu unterscheiden. Ob auch das erste Buch der Vorhersagungen (*προϋρητικόν*) und die Schrift *de locis in homine* zu den vorhippocratischen Schriften gehöre, wie Petersen meint, lassen wir dahin gestellt sein, und

*) Chr. Petersen, *Hippocratis nomine quae circumferuntur scripta, ad temporis rationes disposita. Pars I.* Hamb. 1839. 4.

glauben nur die coischen Pränotationen benutzen zu dürfen, um einige Andeutungen über den Stand der ältesten und vorhippocratischen griechischen Augenheilkunde daraus zu entnehmen.

Diese coischen Pränotationen sind uns ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit man in den Aesculaptempeln die Erscheinungen der Krankheiten beobachtete, wie man sie insbesondere als Zeichen auffasste, um den Ausgang der Krankheit vorherzuwissen. Bei vielem Grundlosen und Halbwahren enthalten sie manches Treffende und Schätzbare und ohne sich auf Erklärungen und Forschen nach dem Grunde einzulassen, sind sie dennoch ein achtungswerther Anfang, um in der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Krankheitserscheinungen einen wissenschaftlichen Faden zu finden. Die Lehre von den Crisen und Metastasen, so wie vom Typus der acuten Krankheiten ist hier bereits sehr ausgebildet, und endlich hat sich die in den Pränotationen gebrauchte Terminologie der Krankheiten bis auf unsere Zeiten erhalten.

Am meisten befremdet uns ihre sententiöse Kürze im Vergleich mit unserer Manier, über wissenschaftliche Gegenstände uns schriftlich auszudrücken. Wir wollen aber nicht in Abrede stellen, dass auch wir unserer Seits, besonders in neuester Zeit hierin nicht Maass halten und in dem Bestreben, erschöpfend zu sein und allen Misdeutungen vorzubeugen, uns einer ungemessenen Breite hingeben: ich erinnere nur beispielsweise an die Krankheitsbilder und vollends Krankheitsgeschichten der neuesten Zeit, die vielleicht mit durch die homöopathische Symptomensündfluth so verwässert worden sind. Können wir etwas von den Alten lernen, so ist es besonders das Kurze, Treffende der Darstellung. Bei uns ist die Schreiberei zu leicht und geläufig; daher können wir kein Ende

finden. Bei den Alten war das ganze Schreibgeschäft unbequemer, mühseliger, die Schreibmaterialien unvollkommen; daher bedachte man sich wohl, nur die nöthigsten Worte zu machen. Natürlich war die höchste Gedrängtheit im Lapidarstil, und daraus erklärt Hecker*) mit Recht die Kürze der coischen Pränotationen, welche ursprünglich auf Säulen und Tafeln verzeichnet waren: auch mogte ihr priesterlicher Ursprung ihnen unwillkürlich etwas von dem Ton der Orakel mitgetheilt haben. Verständlich und anwendbar wurden sie durch mündliche Erläuterungen: die Priester hielten Vorträge darüber. Dies muss uns mit ihnen aussöhnen, wenn es uns öfter scheint, als seien sie zu allgemein, zu unbestimmt gefasst, — eine Unvollkommenheit, welcher aphoristische Sentenzen zu keiner Zeit ganz entgehen werden.

Das Auge galt von jeher für ein wichtiges Zeichen in Krankheiten: zu allen Zeiten haben feine Kenner der Physiognomie, auch wenn sie nicht Aerzte waren, in diesem Spiegel oft überraschende Wahrheiten gefunden. So findet man auch in den coischen Pränotationen die Veränderungen am Auge als bedeutsame Zeichen in Krankheiten des übrigen Körpers hervorgehoben. Die meisten Sentenzen, welche auf die Augen Bezug haben, gehören zu dieser sympathischen Semiotik derselben. Die wichtigsten sind Folgende:

„217. Es deutet auf günstige Entscheidung, wenn die Augen klar sind und wenn das Weisse derselben, nachdem es schwärzlich oder livide gewesen, sich wieder aufhellt. Je rascher sie sich aufklären, desto rascher tritt die Crise ein, je langsamer, desto träger erfolgt diese.

218. Nicht löblich ist Verdunkelung der Augen oder wenn das Weisse roth oder livide wird oder sich mit dun-

*) Hecker, Gesch. d. Heilk. Bd. I, S. 66.

keln Adern füllt. Böse ist auch Lichtscheu oder Thränen oder Augenverdrehen, eben so ist es schlimm, wenn eins kleiner wird als das andere. Auch häufiges Umherrollen der Augen, oder wenn sich kleine Schleimkörner um dieselben ansetzen, oder wenn sie sich mit einem dünnen Häutchen überziehen, oder wenn das Weisse grösser wird, das Schwarze dagegen kleiner, oder wenn das Schwarze sich unter dem obern Augenlide verbirgt. Böse ist auch Hohlwerden der Augen, auch starkes Hervortreten, auch Ausströmen von Funken und Unbeweglichkeit der Pupille; ferner ist auch verderblich Einkrümmen der Wimpern, Unbeweglichkeit der Augen oder anhaltendes Blinzeln, Farbenwechsel oder Schlafen mit nicht geschlossenen Augen. Böse ist auch ein schielendes Auge.

219. Röthe der Augen, im Fieber eintretend, deutet auf langwieriges Unterleibsleiden.

220. Geschwulst um die Augen in der Genesung verkündet starken Durchfall.“

Von wirklichen Augenkrankheiten handeln folgende Sätze:

„222. Wer schlimme Augen hat, wird durch hinzutretendes Fieber davon befreit; wenn nicht, so muss man Erblinden oder Tod oder Beides befürchten.

223. Wenn zu Augenentzündungen sich anhaltender Kopfschmerz gesellt, so ist Erblindung zu befürchten.

224. Bei Augenentzündungen ist freiwilliger Durchfall günstig.

225. Wenn bei Gesichtschwäche die Augen starr und dunkel werden, so ist es böse.

485. Krampf, der sich zur Raserei gesellt, schwächt die Sehkraft.

510. Wunden an den Augenbraunen oder ein wenig höher hinauf verdunkeln das Gesicht. Je frischer die

Wunde ist, desto weniger beeinträchtigt sie das Sehen; sobald aber die Narbe sich zeitigt, verfinstert sich das Auge mehr.“

Diess ist die bekannte Stelle, welche als Autorität für die Existenz einer Amaurose nach Wunden der Augenbraungegend lange Zeit unangefochten gedient hat, wiewohl die echten Schriften des Hippocrates, in denen sonst die meisten in den coischen Pränotationen berührten Materien ebenfalls besprochen werden, keine ähnliche Bemerkung enthalten. Platner*) suchte sie theoretisch zu begründen, indem er, auf Beobachtungen von Valsalva, Morgagni und Camerarius sich stützend, diese Amaurose von Verletzung der Stirnnerven herleitete. Später wies Beer**) nach, dass die nach Augenbraunverletzungen beobachtete Gesichtschwäche und Amaurose nicht immer in Quetschung und Zerrung der Stirnnerven, die entweder durch die Verletzung unmittelbar oder durch nachmalige schlechte Narbenbildung bewirkt werde, ihren Grund habe, sondern dass oftmals gleichzeitige Commotion des Augapfels oder Zerreissung und Verschiebung einzelner innerer Gebilde desselben die Ursache davon sei. Zugleich suchte er die diagnostischen Merkmale dieser verschiedenen Zustände anzugeben. Neuerdings ist v. Walther***) noch weiter gegangen, indem er die Möglichkeit, dass nach Verletzungen des

*) Z. Platner de vulneribus superciliis illatis cur coecitatem inferant, ad locum Hippocratis. Lips. 1741. In opusculis, tom. II. Lips. 1749.

**) J. Beer, Lehre von den Augenkrankheiten. 1r Bd. Wien, 1813. S. 167.

***) Ph. Fr. v. Walther über die Amaurose nach Superciliarverletzungen. In Graefe und Walther Journal für Chir. u. Augenheilk. Bd. 29. Heft 4. Berlin, 1840.

Stirnnerven und seiner Aeste Gesichtschwäche oder Amaurose entstehen könne, ganz in Abrede stellt. Mir selbst ist die, auch in meinem Grundriss der Augenheilkunde *) vorgetragene Annahme einer Amaurose, welche unmittelbar nach der Verletzung durch Quetschung oder Zerreissung des Stirnnerven entstehe, später problematisch geworden, indem ich mehremale plötzliche und bleibende Amblyopie nach einem Stoss auf dem Arcus supraciliaris, aber fern von dem Foramen supraorbitale, beobachtet habe, wobei die starre Pupille länglich in die Quere verzogen und zugleich der obere Rand der Iris viel schmaler, als der untere war. In dem einen Falle ragte die schwarze Rückwand der Iris gezackt fast eine halbe Linie breit in die Pupille hinein und die Linse war etwas getrübt. Wahrscheinlich war hier gleichzeitige Commotion des Augapfels Ursach der Gesichtschwäche. — Dass dagegen eine schlecht gebildete, unförmliche, den Stirnnerven zerrende Narbe nicht im Stande sei, eine spätere Amblyopie zu bewirken, kann bis jetzt noch nicht mit sicherm Grunde behauptet werden, da sich Beer, ein achtungswerther Zeuge, auf eigne Beobachtung beruft und v. Walther's physiologisches Raisonnement, welches die Unmöglichkeit eines solchen ursächlichen Zusammenhanges aus dem Mangel einer anatomischen Verbindung der betreffenden Nerven nachweisen soll, nicht für überzeugend gehalten werden dürfte. —

„552. Dunkelwerden der Augen wird durch reichlich eintretenden Monatsfluss gehoben.

564. Kranke, welche würgen und deren Durchfall sich stopft, bekommen rasch wie Mückenstiche auf der

*) S. 7. der speciellen Augenheilkunde. Magdeburg, 1837.

Haut und in der Nähe der Augen bildet sich ein Thränengeschwür (*δακρυώδης απόσασις*).“

§. 31.

Man überzeugt sich aus diesen fragmentarischen Spuren der ältesten griechischen Augenheilkunde, dass das Studium der Augenkrankheiten den Asclepiaden keineswegs entgangen war, vielmehr bei ihnen bereits eine wissenschaftliche Form erhalten haben muss. Diese Ueberzeugung befestigt sich, wenn wir aus den anerkannt echten Schriften des Hippocrates uns ein Bild der Hippocratischen Augenheilkunde zusammensetzen und, wie hoch wir sein Talent und Verdienst auch stellen mögen, dennoch anerkennen müssen, dass er seine Heilkunde nicht allein geschaffen haben kann, sondern ein beträchtliches Material dazu muss vorgefunden haben. Auch gab das sehr verschiedenartige Klima derjenigen Länder, welche von Griechen bewohnt wurden, ohne Zweifel reichliche Gelegenheit, mannigfache Formen von Augenkrankheiten zu beobachten. Zwar waren Augenkrankheiten in Griechenland wohl nicht in dem Maasse einheimisch, wie wir diess vom alten Aegypten voraussetzen müssen; es fehlte schon der Aussatz, diese reiche Quelle von Augenübeln; aber wir finden dennoch schon früh, namentlich in den echten Schriften des Hippocrates, Beschreibungen einer epidemischen Augenentzündung, nicht zu gedenken der atheniensischen Pest, welche nach Thucydides Zeugniß den Augen besonders feindlich war.

Am wenigsten scheint wohl der chirurgische Theil der Augenheilkunde bearbeitet zu sein. Die Griechen hatten zwar, wie aus den verschiedenen von Hippocrates erwähnten Operationen hervorgeht, die er unmöglich sämmtlich selbst erfunden haben kann, in der Chirurgie bedeu-

tende Fortschritte gemacht: kühner und gewandter, als die anderen Völker des Alterthums, scheinen sie besonders für die Chirurgie geeignet gewesen zu sein. Allein von Augenoperationen haben wir aus dieser Periode keine Nachrichten, und was davon in den Hippocratischen Schriften erwähnt ist, lässt schliessen, dass zu jener Zeit noch nicht gewagt worden ist, mit einem Instrument ins Innere des Auges einzudringen. Auch fehlte dazu ein unentbehrliches Erforderniss, die anatomische Kenntniss des Auges.

Die bei allen alten Völkern des Orients herrschende Ehrfurcht gegen menschliche Leichen war auch bei den Griechen durch den allgemeinen Volksglauben geheiligt, dass die Seele nicht eher zu ihrer Ruhestätte gelange, bis die Leiche mit Erde bedeckt sei. Diese heilige Scheu, einer Leiche Schmach anzuthun, wurde durch strenge bürgerliche Gesetze genährt. Es war daher völlig unstatthaft, eine Leiche zu zergliedern, um sich Kenntniss von der Beschaffenheit des Innern zu erwerben, und es steht unbezweifelt fest, dass den Griechen lange Zeit die Wissenschaft vom Bau des menschlichen Körpers abging.

Unwiderleglich bezeugen dies auch die ältesten schriftlichen Nachrichten über ihre Vorstellungen vom menschlichen Körper, wie sie z. B. in dem Hippocratischen Buche: *de locis in homine* (περὶ τοπῶν τῶν κατ' ἀνθρώπου) vorgetragen werden, welches zwar für unecht anerkannt, von einigen Neuern aber sogar für älter als die echten Schriften gehalten wird. Die Kenntniss der Knochen und Gelenke mag ihnen am geläufigsten gewesen sein; denn sie waren nicht ungeschickt in der Behandlung von Beinbrüchen und Verrenkungen. Diese Kenntniss konnten sie aber leichter durch Betrachtung trockener Knochen erlangen. Was sie sonst von der Anatomie wussten, konnte

nur aus gelegentlicher Beobachtung Verwundeter und dem kirchlichen oder häuslichen Zerlegen von Thieren geschöpft sein; denn auch Thiersectionen zu wissenschaftlichem Zwecke wurden nicht angestellt *). Wenn, wie behauptet wird **), der Pythagoräer Alcmaeon, das Volksvorurtheil überwindend, wirklich Anatomie getrieben hat, wenngleich es wohl nur Thiere waren, die er zerlegte, so fand er wenigstens lange Zeit keinen Nachfolger; denn erst die alexandrinischen Aerzte können als die eigentlichen Begründer anatomischer Kenntnisse betrachtet werden.

Daher war auch in gleichem Maasse ihre Physiologie unvollkommen und durch abentheuerliche Vorstellungen entstellt; ja sie hatten vielmehr gar keine Physiologie, die nur irgend Anspruch auf den Namen einer Wissenschaft machen konnte. Die ältere griechische Heilkunst stützte sich vielmehr allein auf scharfe Beobachtung der Krankheitserscheinungen und glückliche Combination, und ihre höchste Blüte war die Prognose. Wenn daher ohne eigentlich wissenschaftliche Grundlage auf diesem Wege und in dieser Richtung die griechische Heilkunde schon früh zu einer achtungswerthen Bildung sich erhob, und alles bei andern, frühern und gleichzeitigen Völkern Vorgefundene weit überragte, so müssen wir den Grund, ausser in der glücklichen Geistesorganisation, vorzüglich in dem vereinigten Streben Vieler nach einem gemeinsamen Ziele suchen, wie ein solches vornehmlich durch die Asclepiadeninnung bedingt wurde.

Begünstigt wurde die Entwicklung der Heilkunde noch dadurch, dass sie nicht, wie bei den Aegyptern, in

*) Vergl. Sprengel, Gesch. d. Arzneik. Th. I, S. 244. u. Hecker, Gesch. d. Heilk. I, S. 69.

**) S. oben S. 97.

einzelne Fächer zersplittert und diese besonderen Künstlern übergeben waren. In den Schriften des Hippocrates und der Hippocratiker findet sich keine Spur einer solchen Trennung. Cicero legt im dritten Buche seiner Schrift vom Redner *) dem Crassus die Bemerkung in den Mund, dass in den meisten Fällen durch Zerstückelung und Sonderung der Theile die Grösse der Wissenschaften und Künste verringert worden sei. „Oder meinst du, fügt er hinzu, zur Zeit des coischen Hippocrates habe es besondere Aerzte für Krankheiten, andere für Wunden und noch andere für die Augen gegeben?“ —

*) Cicero de Oratore lib. III, cap. 33.

Inhalt.

I.

Schlussworte bei der Jahres-Prüfung am 2. October 1840.

II.

Zur ältesten Geschichte der Augenheilkunde.

Einleitung.....	Seite 19
Heilkunde der Aegypter.....	» 27
Augenheilkunde der Aegypter.....	» 52
Heilkunde der Inder	» 61
Augenheilkunde der Juden	» 67
Aelteste Medicin und Augenheilkunde der Griechen	» 73

Druck und Papier:

Haenelsche Hofbuchdruckerei.



Knodel

Andreae, August Wilhelm

Zur ältesten Geschichte der Augenheilkunde

Magdeburg 1841

Chir. 4 us

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390516-9